

UNIVERSITÄT
LUZERN

COGITO

DAS WISSENSMAGAZIN DER UNIVERSITÄT LUZERN

AUSGABE
07/2021

FRAU

Kinderkrebs
Spätfolgen
im Blick

Nonnen
Ein Leben
im Kloster

Studieren
Feuerwerk
im Kopf

Impressum

cogito

Das Wissensmagazin der Universität Luzern
Erscheinungsweise: zweimal jährlich, Nr. 7, Juli 2021

Herausgeberin

Universität Luzern, Universitätskommunikation
Leitung: Lukas Portmann

Redaktion

Dave Schläpfer

Gestaltung

Maurus Bucher

Bildquellen

Cover: Hannah Morgan/unsplash.com;
Seite 4: ©Ruth Tischler, Reproduktion: Staatsarchiv Luzern;
Seite 5: istock.com/eyewave; Seite 6: istock.com/Hiraman;
Seite 7: Roberto Conciatori; Seiten 8/9: Fräulein.Palindrom/
photocase.de; Seite 11: Stiftung Ora et Labora;
Seite 17: istock.com/urbazon; Seite 18: istock.com/shipshit,
istock.com/4x6; Seite 20: Bruno Voser, 18. Januar 1971,
Stadtarchiv Luzern, F2a/ANLASS/EREIGNIS/240:1;
Seite 22: istock.com/FatCamera; Seite 25: istock.com/Slavica;
Seite 26: Sarah Furrer; Seite 29: Corona Immunitas;
Seite 32: istock.com/HRAUN; Seite 33: Luzerner Kantonsspital;
Seite 36: Lorena La Spada; Seite 39: Philipp Schmidli;
Seite 41: Markus Forte; Seiten 42, 44/45, 54: Roberto Conciatori;
Seite 48: istock.com/Warchi, istock.com/Nikada;
Seiten 53, 59: Silvan Bucher; Seite 56: Benno Bühlmann;
Seite 60: Alex-/photocase.de

Korrektorat

Mirjam Weiss

Druck

Gammaprint AG, Luzern

Papier

Nautilus, FSC, 100% Recyclingpapier

Inserate

www.unilu.ch/magazin-inserieren oder
Go! Uni-Werbung AG, info@go-uni.com

Auflage

4400 Exemplare

Kontakt

Universität Luzern, Universitätskommunikation
Frohbürgstrasse 3, 6002 Luzern
magazin@unilu.ch

Abonnement

«cogito» kann kostenlos abonniert werden:
magazin@unilu.ch

Online

www.unilu.ch/magazin

FRAU IM FOKUS

Eine reine «Frauenausgabe» des Magazins – mit einem entsprechenden Schwerpunktthema, einzig mit Frauen als Autorinnen, Frauen als Interviewten und Frauen als Fotografierten: Das Ergebnis dieser auf einen Input der universitären Fachstelle für Chancengleichheit zurückgehenden Idee halten Sie hiermit in Händen. Man, und *frau*, könnte dazu kritisch, analog zu jedweden vergleichbaren Initiativen in der Gesellschaft, einwenden: Ist eine solche Schwerpunktsetzung legitim? Und ist sie noch zeitgemäss im Hier und Heute?

Die Antwort darauf ist simpel: Ja. Und zwar auch und gerade 2021, 50 Jahre nach der Einführung des Frauenstimmrechts in der Schweiz (siehe Seiten 20/21) – und, notabene, jahrhundertelanger Ausgrenzung und Marginalisierung von Frauen, die, global betrachtet, noch längst nicht Geschichte ist: Nach wie vor ist eine vollumfängliche Gleichstellung in diversen Punkten nicht erreicht, auch hierzulande. Noch immer sind Frauen in Leitungsfunktionen unterrepräsentiert, auch in der Wissenschaft – Männer erklären zur Hauptsache die Welt. Und dies, obgleich Forscherinnen und Expertinnen Wichtiges zu sagen haben und ihre Arbeit exzellent tun. Die UNESCO diagnostiziert diesbezüglich einen «gender gap in science». Ermöglichung von mehr Sichtbarkeit von Wissenschaftlerinnen und Studentinnen sowie auch der universitären administrativ-technischen Mitarbeiterinnen: Vor diesem Hintergrund ist «cogito» 7 durchaus auch als Statement zu verstehen, als, wenn auch kleiner, weiterer Schritt auf einem an der Universität Luzern in vielfacher Hinsicht bereits gut begangenen Weg. So befinden sich unter anderem erste der in der neuen «Diversity-Strategie» beschlossenen Massnahmen in der Umsetzung (Seite 52).

Zu guter Letzt: Als Redaktor fungiert ein Mann, auch als Layouter war einer am Werk. Also trotz aller gut gemeinten Bestrebungen letztlich ein «männliches Prinzip» quasi als «ultimative Klammer»? «Ausradieren» lässt sich dies freilich nicht. Aber darüber reflektieren – und exakt um diese Neujustierung des Blicks geht es ja, um diese weitere Bewusstmachung und Entwicklung eines Sensoriums.

Dave Schläpfer, Redaktion

4 Intro

8 Fokus
Frau

22 Forschung

36 Persönlich

50 Universität

60 Outro





◀ Karen Gloy 1985 an der Eröffnungsfeier des Philosophischen Instituts, die – ausgerechnet – im sogenannten «Herrenkeller» in Luzern stattfand. (Bild: ©Ruth Tischler; Reproduktion: Staatsarchiv Luzern)

Fundstück

SIE IST LUZERNNS ERSTE PROFESSORIN

Die Anfänge der Universität Luzern reichen bis ins 16. Jahrhundert zurück – die Geschichte der Professorinnen in Luzern indes ist ungleich kürzer: So wurde Karen Gloy 1985 als erste Frau zur Professorin berufen; und zwar als Ordinaria für Philosophie und Geistesgeschichte am damals neu eingerichteten Philosophischen Institut an der Theologischen Fakultät Luzern, einer Vorgängerinstitution der heutigen Universität. Ab 1994 wirkte die 1941 geborene Schleswig-Holsteinerin am Philoso-

phischen Seminar der zweiten Fakultät der heutigen Universität; sie wurde 2007 emeritiert.

Der Beginn ihrer Zeit in Luzern sei für beide Seiten nicht einfach gewesen, erinnert sich Gloy, die zuvor eine ausserplanmässige Professur an der Universität Heidelberg innehatte: «Auf der einen Seite eine konservative Theologische Fakultät, auf der anderen Seite eine Frau von einer angesehenen

Universität.» Generell illustrierte ihre akademische Karriere, «dass Gleichberechtigung und Gleichstellung nicht auf dem Silbertablett serviert wurden». Karen Gloy, Trägerin eines Ehrendokortitels, wohnt nach wie vor in der Nähe von Luzern und ist als Wissenschaftlerin international aktiv. Anfang Jahr erschien ihre Einführung «Die Philosophie des deutschen Idealismus», und vor einem Jahr meldete sich Gloy mit «Demokratie in der Krise? Überlegungen angesichts der Corona-Krise» zu Wort.

Das Wort



Es gab eine Zeit, da waren Bibliotheken gewissermassen heilige Orte, die man als Normalsterbliche/r nicht ohne Weiteres betrat. Das englische Wort für «**Signatur**» erinnert daran: *Call Number* – das gewünschte Buch wurde von den Angestellten ausgerufen, geholt und einem überreicht. Bei «**Signatur**» denken die meisten Menschen vermutlich zuerst an eine Unterschrift. Und liegen damit auch im Kontext von Bibliotheken nicht ganz falsch. Es handelt sich tatsächlich um so etwas wie die Unterschrift eines Buches. Signaturen bezeichnen den Ort im Regal, wo ein Medium aufbewahrt wird. In der Zentral- und Hochschulbibliothek (ZHB) Luzern stehen die Buchstaben und Zahlen auf dem Rücken des Buches zusätzlich für das Thema, das darin behandelt wird; sie bilden die Systematik ab. Meistens führt zwar die gezielte Recherche im elektronischen Katalog zum gesuchten Werk, doch oft stösst man beim Stöbern an Ort und Stelle auf unerwartete Funde. So wie beim Blättern in einer Zeitung.

Suleika Baumgartner

Journalistin und Informationsfachfrau.
Sie arbeitet im Benutzungsdienst der
ZHB Luzern am Standort Uni/PH-Gebäude.



O-Ton

«Genossenschaften sind bei den Jungen wenig bekannt.»

Cornelia Amstutz

Forschungsmitarbeiterin am Institut für Wirtschaft und
Regulierung (WiRe)

«SRF Tagesschau», 1. Mai

«Unterschiedliche Freiheitsgrade durch Covid-Zertifikat: ethisch problematisch.»

Adrienne Hochuli Stillhard

Doktorandin Theologische Ethik

«10vor10», 19. Mai

«Vom Westernhelden zum rassistischen Kolonialisten»

Rachel Huber

Doktorandin in Geschichte, über die veränderte
Sicht auf den Schweizer Pionier Johann August Sutter
Blog Schweizerisches Nationalmuseum, 21. April

Die Zahl



So hoch ist der Prozentanteil der Frauen an der Universität Luzern bei den Professuren gemäss aktuellem Stand (exakter Wert: 26,1 Prozent). Oder in absoluten Zahlen: Von den total 69 Inhaberinnen und Inhabern einer ordentlichen und ausserordentlichen Professur sind 18 weiblich. Dies, während bei den Studierenden und dem Mittelbau ein tendenziell ausgewogenes Verhältnis herrscht. Auch wenn der tiefe Professorinnen-Anteil keineswegs ein Luzern-spezifisches Phänomen, sondern vielmehr ein generelles, historisch gewachsenes ist, ist Handlungsbedarf seitens der Universitätsleitung unbestritten und erkannt und es wird auf eine Verbesserung hingearbeitet. So ist die «ausgewogene Vertretung beider Geschlechter auf allen Stufen und durch alle Gremien» als Ziel im Statut verankert; unter anderem werden alle Berufungsverfahren von Chancengleichheitsdelegierten begleitet. Die Fachstelle für Chancengleichheit bietet Kurse und Workshops für Nachwuchswissenschaftlerinnen an. Auch wurden erste Massnahmen der neuen «Diversity-Strategie» eingeleitet (siehe Seite 52).

 **Mehr Infos:**
www.unilu.ch/chancengleichheit

Heute gelernt

SPORT: DÜNGER FÜRS GEHIRN

Denken wir über den Nutzen von Bewegung nach, dann konzentrieren wir uns meist auf die körperlichen Vorteile: niedrigerer Blutdruck, ein gesünderes Herz, ein strafferer Körper. Immer häufiger verweisen Studien auch auf die positiven Auswirkungen von Bewegung auf unser Hirn. Bereits eine Trainingseinheit verbessert unsere Laune, lindert Stress und Angstzustände und lässt uns Vokabeln um bis zu 20 Prozent schneller lernen. Während diese unmittelbaren Effekte mindestens zwei Stunden anhalten, führt regelmässige Bewegung zu einer bleibenden Veränderung in der Gehirnstruktur – der Hippocampus wächst – und beugt dem kognitiven Abbau im Alter vor. Als «Dünger für das Gehirn» wird das Protein BDNF (Brain Derived Neurotrophic Factor) bezeichnet, das nach intensiver körperlicher Belastung um das Dreifache ansteigt. Es erhält bestehende Hirnzellen und fördert das Wachstum neuer Zellen. Die Ausrede «Keine Zeit für Sport!» sollte somit – insbesondere während Prüfungsphasen – nochmals überdacht werden. Wie wir gute Vorsätze in Taten umsetzen, ist jedoch ein anderes Thema, denn für optimale Resultate bedarf es einer Trainingseinheit von mindestens 30 Minuten, drei- bis viermal pro Woche.



Flavia Tinner
Wissenschaftliche Assistentin und Doktorandin bei
Leif Brandes, Professor für Marketing & Strategie



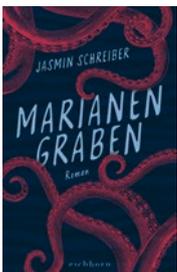
Sarah Mantwill
Forschungs-
managerin
«Swiss Learning
Health System»

 [www.unilu.ch/
sarah-mantwill](http://www.unilu.ch/sarah-mantwill)

Gelesen

SCHWERE THEMEN – LEICHT ERZÄHLT

Im Roman «Marianengraben» werden viele Themen abgearbeitet. Eine junge Studentin, die an Depressionen und an einem vor Kummer gebrochenen Herzen leidet (aufgezeichnet für die Ewigkeit durch einen Fitnesstracker), ein älterer Herr, der andere Menschen nicht sonderlich mag und bald sterben wird, sowie ein neurotischer Hund: All dies sind die Zutaten eines teils traurigen, aber vor allem wunderbaren und lustigen Roadtrips. Jasmin Schreiber, die junge Autorin des Buches, leidet selbst an Depressionen und geht mit der Thematik relativ offen um. Ob deshalb ihre Sprache, wenn auch metaphorisch, dennoch so präzise ist, sei dahingestellt, aber man kommt nicht umhin, kurz den Atem anzuhalten, wenn man manche ihrer Zeilen liest. So beschreibt die Hauptfigur Paula bei einer Sitzung mit ihrem Therapeuten, dem sie zuvor ihre Lieblingsnudelsorten beschrieben hat, ihre Gefühlslage sich selbst gegenüber wie folgt: «[I]ch sass im Marianengraben mit einer kleinen Suppenkelle und sollte damit all das Wasser und den Schmerz aus mir herausholen [...]. Ich sass elftausend Meter weit unten und der Druck war so hoch, dass von aussen sofort wieder alles in mich einströmte, sobald ich ein bisschen abschöpfte.»



Jasmin Schreiber
Marianengraben
Eichborn, Köln 2020

Odyssee mit Urne im Gepäck

Überzeugt davon, dass ihr Therapeut sie dazu ermutigt, das Grab ihres verstorbenen Bruders nachts auf dem Friedhof aufzusuchen, trifft sie dabei Helmut. Helmut hat schon so manchen Menschen aus seinem Leben scheiden sehen und weiss, dass auch er bald gehen wird. Sein letzter Wunsch: mit der ausgegrabenen Urne seiner verstorbenen (Ex-)Frau in die Berge Südtirols fahren, und Paula soll ihn dabei begleiten. Und obwohl Tod und Trauer stetige Begleiter sind, wird die Reise nie wirklich traurig, vor allem dank der komischen und immer wieder absurden Begebenheiten, die das ungleiche Paar auf seiner Reise erlebt. Die Idee zweier unterschiedlicher Charaktere, die sich gemeinsam auf die Reise machen, ist natürlich nichts Neues, dennoch gelingt es der Autorin, die Vielzahl an schwierigen Themen so geschickt zu beschreiben, dass man sich am Ende nicht tieftraurig, sondern eher aufgehoben fühlt. «Marianengraben» ist ein kurzweiliges und sympathisches Lesevergnügen, gerade in Zeiten wie diesen, in denen uns Themen wie soziale Isolation, psychische Gesundheit und schliesslich auch Fragen rund um das Thema Sterben begleiten.



FOKUS: FRAU

Nonnen als Managerinnen? Eine Realität, wie das nachfolgende Interview zu einem kirchengeschichtlichen Forschungsprojekt zeigt. In den weiteren Beiträgen geraten ungleiche Besteuerung, der lange Weg zum Frauenstimmrecht und Mutterschaft aus der Perspektive einer «Sans Papiers»-Frau in den Blick.

PRIN
GRIL


«KLÖSTER SIND TEIL UND GLEICHZEITIG SPIEGEL DER GESELLSCHAFT»

Interview: Anina Kamm

Die Rolle der Frau in der Kirche wandelt sich – auch im Kloster, wie kirchengeschichtliche Forschung zeigt. Wissenschaftliche Interviews, die zurzeit geführt werden, geben einen tiefen Einblick in die Lebensgeschichten von Benediktinerinnen und Benediktinern.

Esther Vorburger-Bossart, die Grundlage für das laufende Forschungsprojekt, zu dem die Interviews gehören (siehe auch Kontextelement auf den Seiten 14/15), bietet ein abgeschlossenes Projekt. Dieses setzte sich spezifisch mit Diakonissen und Ordensschwestern auseinander. Welche Erkenntnisse ergaben sich daraus?

Esther Vorburger-Bossart: Diese Studie hat gezeigt, wie wichtig das Gehorsamsgelübde besonders für die weiblichen Ordensgemeinschaften ist – sowohl in Bezug auf die vielfältige Leistungserbringung an die Gesellschaft als auch auf das gemeinschaftliche Zusammenleben. Schwestern übten – entgegen den allgemeinen Rollenbildern – auf verschiedenen Ebenen Leitungs- und gar Managerinnenfunktionen aus, indem sie Gemeinschaften mit bis zum mehreren Hundert Mitschwestern vorstanden. Auch war deren Bildungsgrad meist höher, als es unter weltlichen Frauen dieser Zeit üblich war, weil eigene Bildungsinstitutionen vorhanden waren. Gleichzeitig blieben die Ordensschwestern dem bis in die 1970er-Jahre gängigen gesellschaftlichen Geschlechterbild treu, das ihnen keine selbstständige Existenz gewährte.

Wie hat sich die Rolle der Frau in der Kirche im 20. Jahrhundert gewandelt? Wie ist diese Rolle heute?

Im Allgemeinen hat sich diese Rolle nur zögerlich verändert – hin von der dienenden zur leitenden Rolle. Aufgrund des Priestermangels ab den 1970er-Jahren gab es für die Frauen in der Kirche mehr Möglichkeiten, leitende Funktionen zu übernehmen.

Eine Frage, die wohl die meisten beschäftigt und die sich unabhängig vom Geschlecht stellt: Was bewegt Menschen dazu, ihr Leben voll und ganz einem Orden zu widmen?

Zwischen 1920 und 1960 war diese Entscheidung viel mehr von ökonomischen und bildungstechnischen Motiven und vom religiös assoziierten Umfeld geprägt als heute. Vonseiten der Priester wurde aktiv Nachwuchs für die Klöster gesucht, und gerade im agrarischen Kontext war das Klosterleben daher

Anina Kamm
Verantwortliche
Wissenstransfer und
Öffentlichkeitsarbeit
an der Theologischen
Fakultät
(bis Ende Juni)

► Willkommen! Schwester Bernarda Lenz (l.),
Pförtnerin, und Schwester Pia Habermacher,
ehemalige Äbtissin des Frauenklosters Sarnen.



häufig eine attraktive Option und insofern eine eher unbewusste Entscheidung. Besonders die Frauen hatten damals bildungsmässig wenig andere Möglichkeiten. Heute ist es eine viel bewusster Entscheidung, ins Kloster einzutreten – die Menschen suchen nach einer gemeinschaftlichen, einer religiös geregelten Lebensform, in der Spiritualität gelebt werden kann.

Also war im 19. und 20. Jahrhundert der Schritt ins Kloster vor allem für Frauen eine Chance auf gesellschaftlichen Aufstieg und auf neue berufliche Perspektiven, wie solche in der Pflege oder als Lehrerinnen?

Ja, oftmals fehlte ihnen die Option, eine Ausbildung zu machen, und manchmal auch die, eine Familie zu gründen. Mit dem Gang ins Kloster schufen sie sich ein sinnstiftendes Leben. Hierbei gilt es jedoch zu unterscheiden zwischen den Benediktinerinnen als kontemplativer, also beschaulicher Orden, wo das Gebet im Alltag im Vordergrund steht, und den ab Mitte des 19. Jahrhunderts entstandenen Kongregationen, die mit eigenen Bildungsinstitutionen die Berufstätigkeit der Frau förderten.

Ivo Berther, Sie verfassen im aktuellen Projekt «Lebensgeschichten von Benediktinerinnen und Benediktinern» Ihre Dissertation. Hatten die Benediktiner ähnliche Motive wie die Frauen, ins Kloster zu gehen?

Ivo Berther: Es deutet einiges darauf hin, dass es auch bei den Männern früher eine unbewusstere Entscheidung war als heute. Jene, die in den 1960er-Jahren und früher in den Orden eingetreten sind, waren oftmals ehemalige Klosterschüler, die in den Klöstern ihre Matura absolviert hatten. Dank des Klosters konnten sie studieren und sich so eine Zukunft, meist als Akademiker oder Lehrer, sichern. Verglichen mit den Frauen waren aber ihre beruflichen Perspektiven ohnehin besser. Heute ist der Entscheid für das Kloster auch bei den Männern ein bewussterer, der ausserdem noch stärker als zuvor mit der religiösen Überzeugung zusammenhängt, aber auch mit dem Wunsch nach dem Leben in einer Gemeinschaft.

Inwiefern wirkten sich weltgeschichtliche Ereignisse und Strömungen – wie zum Beispiel die 68er-Bewegung – auf das Leben der Benediktinerinnen und Benediktiner aus?

Die Mönche und Nonnen sind Kinder ihrer Zeit, sie leben nicht abseits der Welt. So hat die aktuelle Pandemie-situation zu einigen Änderungen im Klosteralltag geführt, man musste zum Beispiel den Zugang zu den Klosterkirchen für die Öffentlichkeit einschränken, hat dafür aber begonnen, die Gottesdienste im Internet zu streamen. Auch die 1960er-Jahre waren für die Kirche eine wichtige Zeit, in der mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil versucht wurde, die Kirche der modernen Welt zu öffnen. Andererseits hat sich die 1500 Jahre alte Benediktregel nie verändert.

Esther Vorburger-Bossart: Klöster sind Teil und gleichzeitig Spiegel der Gesellschaft. Weltliche Strömungen und Auswirkungen werden da abgebildet, zum Beispiel der Trend zum Individualismus, der mitunter dazu führte, dass die Klöster immer kleiner geworden sind.

Abgesehen von zwei ähnlichen von Ihnen durchgeführten Projekten ist dies nun das erste Mal, dass dieser Teil der Kirchengeschichte aus subjektiver Perspektive der Mitglieder der Orden beleuchtet wird. Wie wichtig ist denn das Individuum in einer solchen Gemeinschaft?

Nach dem Eintritt in den Orden gibt man sich als irdische Person gewissermassen auf, man löst sich von allen weltlichen Beziehungen und persönlichen Gegenständen, um das Leben fortan im Hinblick auf das Jenseits zu verbringen. Trotzdem bleibt aber die eigene Individualität bestehen. Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil ab 1965 wurde das Individuum wieder stärker gewichtet, was innerhalb der Orden zuweilen zu Generationenkonflikten führte, weil die jungen Schwestern nun plötzlich eigene Wünsche und Ziele anbrachten.

Welche Rolle spielt das Gehorsamsgelübde im Klosteralltag? Und gibt es dabei Unterschiede zwischen den Männern und Frauen?

Ivo Berther: Das Regelwerk ist grundsätzlich das gleiche für Männer- und Frauenklöster. Natürlich war der Gehorsam ein Mittel zur Disziplinierung und Festigung der Hierarchien innerhalb der Orden. Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, dessen Ziel die Öffnung der Kirche war, wurden die Hierarchien flacher. Dass man den Mönchen beispielsweise vorschrieb, was sie studieren sollten, gab es ab da immer weniger und würde heutzutage auch nicht mehr akzeptiert werden.

Esther Vorburger-Bossart: Das Gehorsamsgelübde spielt die zentrale Rolle im Ordensleben, ohne dieses wäre der Frauenorden vor dem Konzil undenkbar gewesen, sowohl in sozialer wie auch ökonomischer Hinsicht. Weil es in den Frauenorden weniger Bildungsinstitutionen gab als in den Männerorden, spielte bei den Frauen die körperliche Arbeit eine viel wichtigere Rolle, um die Finanzierung des Klosters zu gewährleisten. Dazu war der disziplinierende Gehorsam notwendig.

Warum eignet sich der Benediktinerorden besonders für einen Geschlechtervergleich? Was macht ihn ausserdem für die Forschung interessant?

Die benediktinischen Föderationen eignen sich aufgrund der historischen Gründungsstruktur der Doppelklöster zur Erhebung von Daten zu beiden Geschlechtern. So gibt es bis heute rechtliche Verbindungen zwischen Frauen- und Männerklöstern, zum Beispiel in den Klöstern Engelberg und Sarnen. Das Verhältnis von Religion und



▲ Das ganze Team hinter der Studie «Lebensgeschichten von Benediktinerinnen und Benediktinern» beim Kloster Einsiedeln (v.l.): Simona Baumgartner, Markus Ries, Esther Vorburger-Bossart, Claire Geyer und Ivo Berther. Ries, Professor für Kirchengeschichte, leitet das Projekt, Dr. Vorburger-Bossart und Berther sind als Forschungsmitarbeitende involviert, Baumgartner und Geyer als wissenschaftliche Hilfskräfte.

Geschlecht in katholischen Ordensgemeinschaften ist bis jetzt kaum erforscht, dasselbe gilt für den Fokus auf Einzelpersonen. Der Benediktinerorden ist ausserdem interessant, weil es sich um den ältesten Orden handelt, der heute in dieser Breite in der Deutschschweiz noch vorhanden ist.

Sie haben sich intensiv mit den Biografien von Benediktinerinnen und Benediktinern auseinandergesetzt. Sie arbeiten unter anderem mittels *Oral History*; insgesamt werden rund 70 Interviews in 21 Klöstern durchgeführt. Was hat Sie dabei bis jetzt am meisten überrascht?

Es war kaum die Rede von Religion oder Frömmigkeit. Offenbar wird der spirituelle Tagesablauf als selbstverständlich vorausgesetzt, weil er das tägliche Leben so stark prägt. Bei den Frauenorden hätte ich ausserdem nicht mit der selbstbewussten Darstellung der eigenen Leistungen gerechnet. Alle Frauen stellten ihren Lebenslauf positiv dar, auch wenn sie harte Schicksalsschläge verkraften mussten.

Und trotz den Entbehrungen gaben alle ausnahmslos an, dass sie diesen Weg wieder wählen würden.

Und Sie vermuten, dass das nicht nur mit einer möglichen Selbstzensur der Benediktinerinnen zu tun hat, sondern dass sie das wirklich so empfinden?

Ja. Natürlich besteht die Tendenz, bei einem solchen Interview mit einer externen Person den eigenen Orden möglichst positiv darzustellen. Aber in den teilweise bis zu drei Stunden dauernden Gesprächen wurde dennoch offensichtlich, dass diese positiven Aussagen authentisch sind. Schilderungen von Krisen gab es durchaus, aber sie wurden insofern nicht als schlimm dargestellt, als dass sie als eine Art spirituelle Prüfung angesehen wurden.

Und die Benediktiner?

Ivo Berther: Die waren auf jeden Fall kritischer. Unter ihnen gab es solche, die angaben, dass sie heute auf keinen

Fall mehr ins Kloster eintreten würden. Wie bei den Frauen wird auch bei den Männern das Thema Religion nur implizit erwähnt. Viele sind progressiv und durchaus kritisch gegenüber der Kirche und dem eigenen Orden eingestellt. Die grosse Mehrheit der interviewten Benediktiner befürwortet die Abschaffung des Zölibats für Weltpriester respektive wünscht sich, dass es freiwillig wird. Auch gegenüber dem Frauenpriestertum sind die Mönche aufgeschlossen. Die Klöster wurden von ihnen nicht als heile Welt dargestellt. Eine relativ hohe Zahl erzählte von psychischen Krankheiten, oftmals ausgelöst durch die hohe Arbeitsbelastung, die durch den Mitgliederschwund immer grösser wird. Das hat eine gewisse Ironie – viele Menschen gehen ins Kloster, um sich eine Auszeit zu gönnen und ihr Burn-out auszukurieren, während die sie betreuenden Mönche selber daran leiden.

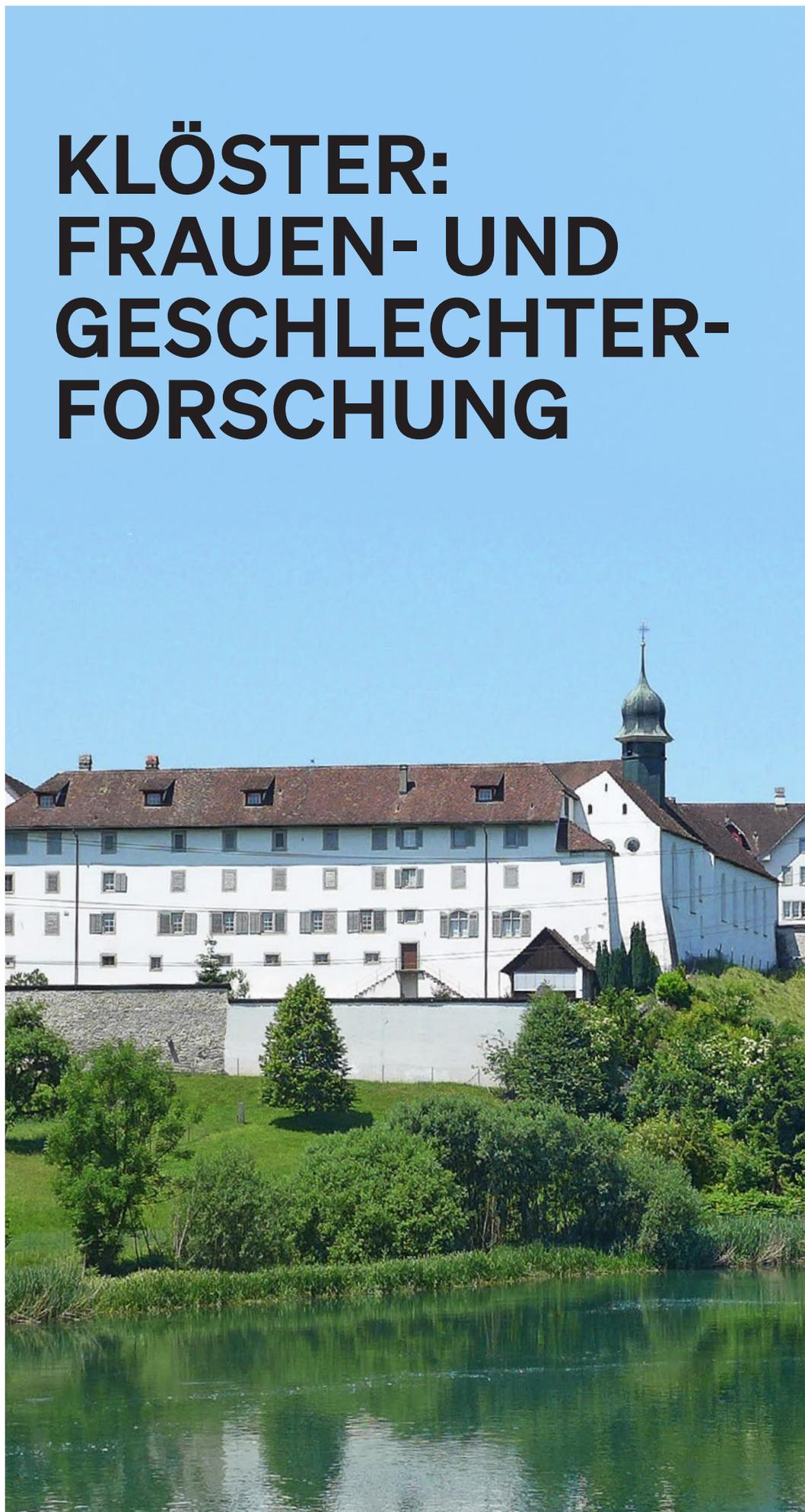
Die Entkonfessionalisierung schreitet voran, der Nachwuchs in den Klöstern fehlt zunehmend. Aktuell gibt es in Schweizer Klöstern noch rund 230 Benediktinerinnen und Benediktiner. Wie sieht die Zukunft aus?

Mittelfristig werden einige Klöster sicherlich geschlossen oder fusioniert werden müssen. Bei den Männern gibt es eher noch junge Kandidaten, zum Beispiel in Einsiedeln, die sich für dieses Leben entscheiden. Aber auch hier können die Anzahl Neueintritte die Verkleinerung der Konvente nicht aufhalten. Ein Lösungsansatz ist, dass man die Klöster vermehrt auch für Laien, sogenannte Oblaten, öffnet und die gemeinsame Spiritualität und Religiosität im Sinne Benedikts in einer alternativen Form leben kann.

Esther Vorbürger-Bossart: Ja, und die Altersgrenze für Eintretende wird heraufgesetzt. Ausserdem gibt es den Trend zum «Kloster auf Zeit», der dem nicht-bindungsfreudigen Zeitgeist gerecht wird. Die Finanzierung wird zunehmend durch Stiftungen, externe Partner oder innovative Seminarangebote gestemmt, wobei auch da oftmals die Benediktinerinnen fehlen, die dies anbieten können.

- Auch das Kloster Hermetschwil wird in der Studie miteinbezogen. Es handelt sich um eine an der Reuss liegende Benediktinerinnen-Abtei in Bremgarten AG.

KLÖSTER: FRAUEN- UND GESCHLECHTER- FORSCHUNG



«Lebensgeschichten von Benediktinerinnen und Benediktinern» (siehe Interview) wird mit rund 605 000 Franken vom Schweizerischen Nationalfonds (SNF) gefördert. Die auf vier Jahre angelegte Studie läuft bis im Frühling 2023. Ziel ist die Erschliessung alltags-, geschlechter- und religionsgeschichtlicher Daten und die Sicherung von Informationen, die aufgrund der Altersstruktur der Gemeinschaften andernfalls bald der Vergessenheit anheimfallen würden. Berücksichtigt werden 21 Klöster in der Deutschschweiz und in benachbarten Gebieten. Die gewonnenen Erkenntnisse sollen unter anderem auch für das Geschichtsprojekt «Kloster Muri 1027–2027» fruchtbar gemacht werden. Das Projekt baut auf den ebenfalls von Professor Markus Ries geleiteten Studien «Diakonissen und Ordensschwwestern im 20. Jahrhundert in der Schweiz» (2015–2018) und «Religiöse Frauengemeinschaften in der Ostschweiz im 20. Jahrhundert» (2011–2014) auf; bei beiden war Esther Vorburger-Bossart bereits involviert. Die zwei Projekte erhielten auch eine Förderung durch den SNF; insgesamt 760 000 Franken. Die Forschungsergebnisse wurden unter anderem in zwei Monografien publiziert, die «open access» abrufbar sind.

An der Universität Luzern wird in vielfältiger Weise zu frauen- und geschlechterspezifischen Themen geforscht und gelehrt. So vergibt etwa – um nur einige Beispiele zu nennen – die Theologische Fakultät regelmässig einen Lehrauftrag «Gender Studies». Im vergangenen Herbstsemester ging es in der Vorlesung «Law and Society in a Global Context» von Professor Vagias Karavas unter anderem um das Thema Leihmutterchaft. In diesem Frühjahrssemester war am Institut für Jüdisch-Christliche Forschung (IJCF) Professorin Elisa Klapheck (Paderborn, DE) zu Gast, die sich emanzipierten Frauen aus der jüdischen Religions- und Kulturgeschichte widmete. In diversen Disziplinen der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät werden Gender und Geschlecht immer wieder zum Thema, auch gibt es verschiedenste Abschluss- und auch Dissertationsprojekte in diesem Bereich, etwa von den Historikerinnen Sahra Lobina und Rachel Huber (siehe «cogito»-Ausgaben 2 und 5).

 **Ordensschwwestern-Monografien:**
www.unilu.ch/magazin-extra



FRAUENBENACHTEILIGENDE FAMILIENBESTEUERUNG

In den Sommermonaten treten viele Heiratswillige wieder vor den Traualtar. Doch aufgepasst: Gerade bei Doppelverdiener-Ehepaaren kommt die «Heiratsstrafe» unweigerlich zum Tragen. Abhilfe würde die Individualbesteuerung schaffen.

Text: Andrea Opel | Marianne von Orelli

Ehegatten bilden eine steuerliche Veranlagungsgemeinschaft, ihre Einkommen und Vermögen werden addiert und sind in einer gemeinsamen Steuererklärung zu deklarieren. Das führt zu einem Progressionseffekt. Für das Ausmass dieser «Heiratsstrafe» spielt die Einkommensaufteilung zwischen den Eheleuten eine bedeutende Rolle: Je gleichmässiger sie ausfällt, desto eher resultiert eine steuerliche Benachteiligung gegenüber einem Konkubinatspaar mit gleichem Gesamteinkommen. Zudem nimmt die Ungleichbehandlung mit steigender Einkommenshöhe zu. Dieses System hat nicht nur zur Folge, dass Ehepaare gegenüber Konkubinatspaaren benachteiligt werden, jedenfalls wenn sie sich nicht für eine traditionelle Rollenverteilung (Alleinverdienermodell) entscheiden. Es führt auch dazu, dass Zweitverdienende steuerlich bestraft werden, insbesondere wenn sie deutlich weniger als der Ehepartner verdienen. Das ist in aller Regel immer noch die Frau.

Das heutige System setzt folglich negative Erwerbsanreize für verheiratete Mütter mit guter Ausbildung und damit für jene weib-

lichen Fachkräfte, die auf dem Arbeitsmarkt derzeit fehlen. Bei verheirateten Frauen, die ihre Kinder fremdbetreuen lassen, können der Steueraufwand und die Auslagen für eine ausserfamiliäre Betreuung das zusätzliche Einkommen nahezu konsumieren. Und nicht selten ist es finanziell attraktiver, wenn Zweitverdienende in einem kleinen statt hohen Pensum arbeiten. Die Heiratsstrafe ist somit zugleich eine «Zweitverdienerinnenstrafe». Dass das Steuerrecht die wirtschaftliche Eigenständigkeit von verheirateten Frauen untergräbt, ist auch vor dem Hintergrund der neuen Rechtsprechung des Bundesgerichts in Unterhaltssachen bedenklich: Frauen können sich auch nach langer Ehe mit Kindern nicht mehr darauf verlassen, nach einer Scheidung finanziell abgesichert zu sein.

Verschiedene Modelle

Im Gegensatz zum Bund haben die Kantone Massnahmen zur Beseitigung der steuerlichen Benachteiligung von Ehepaaren ergriffen: Einige Kantone sehen Doppeltarife vor, die Mehrheit hat sich für das sogenannte «Splitting-system» entschieden. Hier werden die addier-

ten Einkünfte der Ehegatten für die Bestimmung des Steuersatzes durch 2 oder einen anderen Divisor geteilt. Die Kantone Obwalden und Uri kennen proportionale Tarife, womit ein Progressionseffekt bei Eheschluss ausbleibt.

Um den Unzulänglichkeiten der Familienbesteuerung beizukommen, werden derzeit verschiedene Reformansätze diskutiert, die auf Bundesebene und je nachdem auch auf kantonaler Ebene umzusetzen sind. Das bereits erwähnte Splittingmodell hat der Bundesrat vor Kurzem verworfen. Er begründet dies damit, dass dieses nicht nur teuer, sondern in der Tendenz auch auf das Alleinernährermodell ausgerichtet sei und nicht ausreichend positive Erwerbsanreize für Zweitverdienende setzen würde. Letzteres beruht auf dem Umstand, dass für Zweitverdienende die Steuerprogression nicht bei null beginnt, sondern auf dem Niveau des Erstverdienenden.

Ein weiterer Reformvorschlag besteht in der Einführung der alternativen Steuerberechnung auf Stufe Bund, bei welcher es zwar bei der



gemeinsamen Veranlagung bleibt, aber parallel eine alternative Berechnung durchgeführt wird, wie wenn die Ehepartner separat besteuert würden. Geschuldet ist der tiefere Steuerbetrag. Das Kosten-Nutzen-Verhältnis fällt hier zwar günstiger aus als beim Vollsplitting, insgesamt handelt es sich aber immer noch um einen teuren Ansatz, der zudem – da die alternative Berechnung nur bei Ehepaaren erfolgt – nicht zivilstandsneutral ist.

Volksinitiative lanciert

Aus gleichstellungsrechtlicher Perspektive erscheint die Individualbesteuerung (jede Person wird unabhängig von ihrem Zivilstand besteuert und individuell veranlagt) den anderen Reformideen überlegen. Auch das Kosten-Nutzen-Verhältnis fällt neusten Berechnungen zufolge im Vergleich zu den anderen Vorschlägen positiver aus. In der Literatur und Politik (siehe dazu die im März lancierte Volksinitiative) wird daher der Ruf nach einem Wechsel zur Individualbesteuerung immer lauter, auch wenn der Bundesrat aufgrund des hohen Umsetzungsaufwands für Steuerpflichtige und Kantone davon abrät.

Das System der Familienbesteuerung zu verbessern, ist dem Gesetzgeber verfassungs- und völkerrechtlich aufgetragen – das nicht erst seit gestern, sondern schon seit gut 40 Jahren. Dass der Zivilstand einen Einfluss auf die Besteuerung hat, erscheint auch aus dem Blickwinkel der Besteuerung nach der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit verfehlt. Es fragt sich, ob die Zeit nicht langsam reif für einen konsequenten Schritt hin zur Individualbesteuerung wäre. Damit liesse sich ein modernes, zivilstands- und genderneutrales Besteuerungsmodell umsetzen. Solange der Befreiungsschlag aber nicht gelingt, sei Frau aus steuerlicher Warte vor allem eines geraten: Drum prüfe ewig, wer sich bindet!

Zusammenfassung des Beitrags zum Thema von Andrea Opel in der «Steuer Revue» 3/2021; Sonderausgabe anlässlich des 50-Jahre-Jubiläums des Frauenstimmrechts



Andrea Opel
Professorin für Steuerrecht

 www.unilu.ch/andrea-opel



Marianne von Orelli
Wissenschaftliche Oberassistentin

 www.unilu.ch/marianne-vonorelli

MUTTERSCHAFT *SANS PAPIERS*



Text: Laura Preissler

Während der Schwangerschaft: Geburtsvorbereitungskurse und Wahl einer Kinderärztin. Nach der Geburt: Stillberatung und Hebamme. Das scheint in der Schweiz selbstverständlich – nicht aber für Mütter ohne Aufenthaltsbewilligung, sogenannte «Sans Papiers».

Während meiner Forschung zu Elternschaft in der Schweiz traf ich Grace (Name geändert), eine alleinerziehende Mutter aus Genf. Aus Kenia stammend, hatte sie während der Schwangerschaft und frühen Kindheit ihrer Tochter keine Aufenthaltsbewilligung und bekam diese erst wieder, als ihre Tochter vier Jahre alt war. Grace hatte zuvor ein Studentenvisum gehabt, welches nach Abbruch ihres Studiums ungültig geworden war. Mit dem Verlust des Visums verlor Grace auch ihre Krankenversicherung. Der Status von Grace' Tochter galt ebenfalls als ungeregelt, da der Kindsvater, ein Schweizer Bürger, die Vaterschaft zunächst abstritt. Grace und ihre Tochter lebten mehrere Jahre in einer Notunterkunft und waren vorübergehend obdachlos.

In der Schweiz werden jährlich schätzungsweise 300 Kinder von Frauen ohne Aufenthaltsbewilligung geboren. Das Thema der sogenannten «undokumentierten Mutterschaft» wurde von der Forschung bisher vernachlässigt. Das Fallbeispiel von Grace gibt erste Einblicke, wie sich der Aufenthaltsstatus auf die Erfahrung von Mutterschaft auswirkt.

Milchpulver statt Muttermilch

Während ihrer Schwangerschaft wurde Grace in einem öffentlichen Krankenhaus betreut. Die Kosten hierfür wurden von den sozialen Diensten des Krankenhauses beglichen. Nach der Entbindung bereitete ihr das Stillen Probleme. Die in der Notunterkunft tätigen Sozialarbeiterinnen und -berater organisierten keine Stillberaterin für Grace, und sie selbst wusste nichts von dieser Möglichkeit. Hebammen für die Wochenbettbetreuung kamen nur selten in die Notunterkunft. Grace war gezwungen, ihre Tochter mit Milchpulver zu ernähren, was eine grosse finanzielle Belastung bedeutete.

Grace litt an einer postnatalen Depression, welche erst diagnostiziert wurde, als ihre Tochter sechs Monate alt war. Grace wurde in ein psychiatrisches Krankenhaus eingewiesen, während ihre Tochter in einem Kinderkrankenhaus betreut wurde. Grace glaubt, dass die Diagnose früher gestellt worden wäre, wenn sie eine engmaschigere Versorgung im Wochenbett erhalten hätte. Während die meisten Eltern ihr Neugeborenes bei einer

Kinderärztin oder einem Kinderarzt ihrer Wahl anmelden können, konnte Grace ihre Tochter nur in Notfalleinrichtungen, wie öffentliche Krankenhäuser, bringen, da ihre Tochter zunächst keine Krankenversicherung hatte. Dies widerstrebte Grace, da sie befürchtete, dass sich ihr Neugeborenes dort eine Infektion holen könnte.

Aufgrund des ausstehenden Visumantrags und den juristischen Anstrengungen, ihrer Tochter die Schweizer Staatsbürgerschaft zu beschaffen, hatte Grace regelmässigen Kontakt mit öffentlichen Behörden. Grace hatte das Gefühl, den Beamtinnen und Beamten den Eindruck vermitteln zu müssen, dass sie «die beste Mutter» sei, besonders weil sie als Sans Papiers eine Schweizer Bürgerin aufzog. Die Angst, das Sorgerecht zu verlieren, übte grossen Druck auf Grace aus und hatte einen Einfluss darauf, wie sie nach Rat suchte. So besuchte Grace beispielsweise die Mütter- und Väterberatung, traute sich allerdings nicht, die Beraterinnen selbst zu konsultieren: «Ich stellte immer sicher, dass eine Freundin mitkommt, denn ich hatte solche Angst davor, komische Fragen zu stellen. Ich wollte nicht, dass irgendjemand denkt, dass ich nicht weiss, was ich tue. Also liess ich meine Freundin alle Fragen stellen. Ich wollte, dass alle denken, dass ich die perfekte Mutter bin, dass ich alles weiss!»

Nicht auf dem «Radar»

Während der ersten Lebensjahre ihrer Kinder stehen Eltern oft mit diversen Fachpersonen wie Kinderärztinnen, Hebammen und Mütter- und Väterberaterinnen in Kontakt. Hierbei spielt nicht nur das Einholen von Informationen bezüglich Neugeborenenpflege oder Stillen eine Rolle, sondern oben genannte Fachpersonen evaluieren auch die psychische Verfassung der Mutter. Politische Entscheidungsträgerinnen und -träger, Fachpersonen und auch Eltern fassen die frühe Kindheit als wegweisende Phase auf, in der die Grundsteine für Gesundheit und Erfolg im Erwachsenenleben gelegt werden. Eltern wird die Inanspruchnahme frühkindlicher Angebote von staatlichen Stellen nahegelegt, und tatsächlich nutzt ein hoher Prozentsatz die Mütter- und Väterberatung. Mütter ohne Aufenthaltsbewilligung sind jedoch unter Umständen nicht auf dem «Radar» von Fachpersonen und können

so Beratungsangebote nicht in dem Umfang nutzen, wie von ihnen gewünscht, auch aus Angst, entdeckt zu werden, falls sie ihren Status vor den Behörden geheim halten.

Grace' Erfahrungen werfen ein Licht darauf, wie sich der rechtliche Aufenthaltsstatus auf Mutterschaft auswirken kann. Sans Papiers erhalten nicht die Versorgung, die Mütter mit geregelter Status bekommen. Während des Wochenbetts sind Sans Papiers besonders anfällig für negative Gesundheitsfolgen, vor allem wenn eine Betreuung durch Fachpersonen fehlt. Nach der Geburt benötigen nicht nur Mütter, sondern auch deren Kinder medizinische Versorgung, was sich jedoch ohne Krankenversicherung schwierig gestalten kann.

 **Langfassung des Artikels:**
www.unilu.ch/magazin-extra



Laura Preissler

Doktorandin am Ethnologischen Seminar. Ihre Dissertation mit dem Arbeitstitel «Navigating Parenting in Switzerland» realisiert sie, betreut von Professorin Bettina Beer, im Rahmen des Universitären Forschungsschwerpunkts «Wandel der Familie im Kontext von Migration und Globalisierung» (FaMiGlia).

 www.unilu.ch/laura-preissler



DER LANGE WEG ZUM FRAUENSTIMMRECHT

Text: Katharina Bursztyn | Silvia Hess

Vor 50 Jahren wurde in der Schweiz auf eidgenössischer Ebene das Frauenstimmrecht eingeführt. Bis der gleichberechtigte Zugang zur Urne Realität wurde, brauchte es mehrere Anläufe – Widerstand gab es teils selbst von Frauenseite.

FOKUS: FRAU

◀ Grosses Interesse: Blick ins Publikum eines Stadtrat-Podiums im alten Kunsthaus Luzern am 8. Januar 1971, an dem den neuen Stimmberechtigten die Politik erklärt wurde. Der Anlass wurde von der Frauenzentrale organisiert.



Katharina Bursztyn

Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Nationalfonds-Projekt «Reinheit verkaufen» von Valentin Groebner, Professor für Geschichte mit Schwerpunkt Mittelalter und Renaissance

[www.unilu.ch/
katharina-bursztyn](http://www.unilu.ch/katharina-bursztyn)



Silvia Hess

Freischaffende Historikerin, Kuratorin und Dozentin. Silvia Hess hat an der Universität Luzern Geschichte studiert und hier auch doktriert. Sie hatte seither verschiedene Lehraufträge inne.

[www.unilu.ch/
silvia-hess](http://www.unilu.ch/silvia-hess)

Frauen politisch mitbestimmen zu lassen, wurde in der Schweiz bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gefordert. 1893 führte Neuseeland das Frauenstimmrecht ein, 1906 Finnland, 1913 Norwegen und 1915 Dänemark. Dann folgte rasch eine Vielzahl Staaten. In der Schweiz hingegen begann zwar 1919 eine Reihe von Abstimmungen in verschiedenen Kantonen, doch verwarfen die stimmberechtigten Männer diese Vorlagen alle deutlich.

1929 reichten Frauenverbände, die Sozialdemokratinnen und Gewerkschaften eine Petition mit fast einer Viertelmillion Unterschriften für das Frauenstimmrecht ein. Aber diese blieb vom Bundesrat unbeachtet, und das Anliegen wurde während der folgenden Wirtschaftskrise sowie der Kriegsjahre kaum diskutiert. Das fehlende Interesse von Parlament und Bundesrat machte es auch in der Nachkriegszeit schwierig, den Ausschluss der Frauen von der Politik zu beenden.

Mitgemeint oder nicht?

Nicht nur die politischen, auch die juristischen Instanzen – ebenfalls nur von Männern besetzt – legten dem Frauenstimmrecht Steine in den Weg. Frauenrechtlerinnen und -rechtler wandten sich ab Ende des 19. Jahrhunderts mehrmals an Gerichte, um das Frauenstimmrecht über eine Neuauslegung der Verfassung zu erreichen. Sind im Wort «Schweizer» die Frauen denn nicht mitgemeint? Die Richter lehnten diese Auslegung ab.

Der Weg über eine (Männer-)Abstimmung dauerte lange. In der ersten eidgenössischen Abstimmung von 1959 stimmten 66,9 Prozent der Männer Nein zum Frauenstimmrecht. Im Abstimmungskampf warnte die Gegnerschaft eindringlich davor, wie Kinder vernachlässigt würden, wenn Mütter als Politikerinnen ausser Haus wären. Trotz widersprechender Realität war das Idealbild der Hausfrau und Mutter unerschütterlich. Zudem setzte die Gegnerschaft das Argument, Frauen sollten zuerst auf kommunaler Ebene und im sozialpolitischen Bereich eine Mitsprache erhalten, gerne ein. Trotzdem sagte eine klare Mehrheit der Männer 1960 im Kanton Luzern Nein zum Recht der Gemeinden, das Frauenstimmrecht fakultativ einführen zu können.

Der Stimmungswandel

Doch in den 1960er-Jahren wurden Lebenswege und Rollenbilder allmählich umgewälzt. Das Bild der Hausfrau erhielt Konkurrenz von jenem der «modernen» berufstätigen Frau, der es vielerorts möglich war, in Parteien und Kommissionen einzutreten.

Frischer Wind wehte zugunsten der Anliegen der Gleichstellung. So führten seit 1959 mehrere Kantone – allen voran in der Westschweiz – das Frauenstimmrecht ein. Ein starkes Zeichen wurde gesetzt, als der Bundesrat 1968 die Menschenrechtskonvention unter Ausschluss des Mitspracherechts für Frauen unterschreiben wollte und dies zu lautstarkem Protest führte.

Auch im Kanton Luzern hatte sich die öffentliche Meinung geändert. 1968 lancierte die Konservative Volkspartei Luzern (heutige CVP bzw. Die Mitte) eine Initiative zur Einführung des kantonalen Frauenstimmrechts. Die Partei wollte damit ein neues, «modernes» Selbstverständnis unter Beweis stellen – und Wählerinnen gewinnen. Die kantonale Abstimmung vom 25. Oktober 1970 fand mit 63 Prozent eine überraschend deutliche Mehrheit, auch wenn mehr als die Hälfte der Gemeinden das Frauenstimmrecht ablehnten. Luzern ermöglichte damit als achter Kanton und dritter Deutschschweizer Kanton den Frauen, ihre politischen Rechte auf kantonaler und kommunaler Ebene wahrzunehmen. Viereinhalb Monate später, am 7. Februar 1971, stimmten die Schweizer Männer mit 65,7 Prozent und 15,5 Ständestimmen dem eidgenössischen Frauenstimmrecht zu.

Warum erst 1971?

Erklärungen, warum die Schweiz das Frauenstimmrecht erst 1971 einführte, verweisen meist auf das politische System. Wer sich für das Anliegen einsetzte, musste nicht nur auf eidgenössischer Ebene, sondern auch in Gemeinden und Kantonen kämpfen. Sprachbarrieren, parteipolitische und konfessionelle Grenzen machten es schwierig, die Kräfte und Strategien zu bündeln. Die Geschlechterordnung, wonach Politik Männersache und die Frau von Natur aus nicht dafür geeignet sei, war in den Köpfen tief verankert. So engagierten sich auch Frauen gegen das Frauenstimmrecht, die, wie im Kanton Luzern, viel Gehör erhielten – und dabei bewiesen, dass sich Frausein und Politik nicht ausschliesst.

Am (vorläufigen) Ende etlicher Abstimmungen und noch mehr Rückschlägen steht ein Resultat, das – so Zeitzeuginnen – rasch zur Selbstverständlichkeit wurde. Die Pionierinnen in der Politik und in anderen öffentlichen Ämtern hatten aber mit Misstrauen und Vorurteilen zu kämpfen. Wie sieht es heute aus? Das Jubiläum 50 Jahre Frauenstimmrecht ist Anlass, um über Geschichte und Gegenwart zu diskutieren.

«ES GIBT NEULAND ZU ENTDECKEN»



Interview: Robert Bossart

Die gute Nachricht: Krebs bei Kindern ist meist heilbar.
Die weniger gute: Nicht wenige leiden unter sozialen und psychischen
Folgerscheinungen. Die Forschungsgruppe unter der Leitung
von Gisela Michel untersucht die Spätfolgen solcher Erkrankungen.

Gisela Michel, Sie führen ein reines Frauenteam – Zufall oder Absicht?

Gisela Michel: Auf keinen Fall Absicht! Es scheint aber, dass es in unserem Bereich der Gesundheit, in dem es um soziale und psychologische Aspekte geht, mehr Frauen gibt, die sich mit der Thematik befassen.

Worauf richten Sie und Ihr Team das Hauptaugenmerk?

Grundsätzlich geht es um die Verbesserung der Nachsorge nach Krebs im Kindesalter. Als ich früher beim Kinderkrebsregister gearbeitet habe, begann ich mich für die psychischen Hintergründe und psychosozialen Aspekte von einer Krebserkrankung im Kindesalter zu interessieren. Schliesslich arbeitete ich an der Universität Bern an der «Swiss Childhood Cancer Survivor Study» mit, später war ich in England an Studien beteiligt, die sich mit Krebs im Kindesalter und Fragen zur Nachsorge befassen.

Nun forschen Sie seit acht Jahren in Luzern – was steht im Zentrum?

Es geht darum, wie man ehemalige Kinderkrebspatientinnen und -patienten langfristig begleiten soll. Lange war das Augenmerk auf die rein medizinische Versorgung gerichtet. Wir möchten den sozialen und psychologischen Bereichen mehr Gewicht geben. So untersuchen wir zum Beispiel, welche Wünsche und Bedürfnisse die Organisationen, etwa die Kliniken, haben. Wir schauen, welche Art der Nachsorge von wem und wo am besten angeboten werden soll, ob und wie Hausärztinnen und -ärzte im Bereich der Kinderkrebsnachsorge weitergebildet werden können. Und wir finden heraus, welche Nachsorge Betroffene benötigen.

Welche Bedürfnisse haben ehemalige Krebspatientinnen und -patienten?

In den Kliniken geht es in erster Linie um medizinische und weniger um psychologische Unterstützung. Zudem haben wir festgestellt, dass viele sich die Onkologin, den Onkologen vor Ort wünschten, also sozusagen in der Hausarztpraxis. Das ist natürlich nicht umsetzbar, aber unterdessen gibt es an neun Zentren für Kinderonkologie in der Schweiz auch Nachsorge-Angebote.

Seit zwei Jahren arbeiten Sie beim EU-Projekt «PanCareFollowUp» mit, bei dem aufgrund der Forschungsergebnisse konkrete Massnahmen in vier Kliniken in vier verschiedenen Ländern umgesetzt werden. Was genau ist der Beitrag der Universität Luzern?

Gemeinsam mit einem internationalen Konsortium haben wir eine Studie in vier Sprachen aufgelegt, die online durchgeführt wird. Zurzeit sind wir daran, die Teilnehmenden zu rekrutieren. Dahinter steckt das Ziel, die Betroffenen zu stärken und ihnen mehr Eigenverantwortung zu übergeben. Es geht um sogenanntes Empowerment, ehemalige Krebspatientinnen und -patienten sollen mehr Verantwortung für ihre eigene Gesundheit übernehmen können. Nicht die Klinik sagt, was zu tun ist, was sie brauchen, vielmehr werden die Betroffenen umfassend über ihre Diagnose und mögliche Spätfolgen aufgeklärt. So können und sollen sie aktiv mitentscheiden, was für sie wichtig ist.

Ein Beispiel?

Eine Frau, bei der das Herz wegen der Krebserkrankung einen Risikofaktor darstellt und die wissen möchte, worauf sie achten muss, wenn sie schwanger werden möchte. Es geht darum, das nötige Wissen mitzugeben, damit die Betroffenen im komplexen Gesundheitssystem eigenständig zurecht kommen.

Wie stark wird die Psyche belastet, wenn man im Kindesalter so schwer erkrankt?

In einer bereits abgeschlossenen Studie machten wir ein Screening, um herauszufinden, wie die psychologische Nachsorge implementiert werden kann. Es zeigte sich, dass dieser Aspekt im klinischen Kontext eine weniger grosse Rolle spielt. Die Onkologin, der Onkologe wird gefragt, welche medizinischen Spätfolgen die Krebserkrankung haben kann. Geht es darum, über psychische Folgen zu sprechen, ist sie bzw. er nicht die richtige Ansprechperson.

Sind psychische Probleme also weniger stark vorhanden, als Sie angenommen hatten?

Nein, wir haben in einer zweiten Untersuchung gesehen, dass das Thema wichtig ist. Ehemalige Kinderkrebspatientinnen und -patienten, so ge-



Gisela Michel
Professorin für
Gesundheits- und
Sozialverhalten

Forschungsmitarbeiterinnen an ihrem Lehrstuhl: Dr. Katharina Roser, Dr. Manya Hendriks, Dr. Daniela Dyntar, Dr. Julia Bänziger, Dr. Erika Harju, Cristina Priboi, Anica Ilic, Eddy Carolina Pedraza Salcedo und Salome Christen.

 [www.unilu.ch/
gisela-michel](http://www.unilu.ch/gisela-michel)

nannte Survivors, sind auf uns zugekommen und haben gesagt, dass es ein grosses Bedürfnis gebe, sich damit stärker zu befassen. Die Fragen tauchen aber noch nicht in der Klinik, sondern erst später auf. In dieser Studie kam heraus, dass viele Survivors eine psychologische Unterstützung gebraucht hätten. Es ist aber schwierig, geeignete Fachleute zu finden, die auch genügend von der Thematik Kinderkrebs und den psychischen Folgen verstehen. Es fehlt generell an Ansprechpersonen, etwa auch bei Versicherungsfragen oder bei schulischen oder beruflichen Problemen.

Was für Spätfolgen kommen denn häufig vor?

In der bereits erwähnten «Swiss Childhood Cancer Survivor Study» haben wir festgestellt, dass 25 Prozent der ehemaligen an Krebs erkrankten Kinder später unter psychischen Problemen leiden, die eigentlich behandelt werden müssten. Dabei geht es um Depressionen, soziale Verunsicherung, Angstzustände oder chronische Müdigkeit. Auf der anderen Seite ist es erfreulich, dass es 75 Prozent gut geht. In der allgemeinen Bevölkerung sind es übrigens rund 15 Prozent, welche psychische Probleme haben.

Interessant ist, dass Ihre Forschung stets nahe an der Praxis ist, dass Betroffene und Institutionen möglichst rasch und ohne Umwege davon profitieren können.

Das stimmt, wir arbeiten von Anfang an jeweils mit Kinderonkologinnen, Patienten und Survivors zusammen, und die Resultate fliessen bei der Umsetzung von Massnahmen mit ein. So sind wir zum Beispiel Teil der International Guideline Harmonisation Group, welche klinische Richtlinien für die Nachsorge erarbeitet. Wir befassen uns mit psychosozialen Spätfolgen; in einer Richtlinie geht es um chronische Müdigkeit. Da haben wir eine Art Massnahmenplan für Kliniken erarbeitet, damit die chronische Müdigkeit in der Nachsorge nicht vergessen geht und behandelt werden kann. Diese Richtlinien werden in Zusammenarbeit mit Ärzten, Psychologen, Betroffenen und Forschenden erarbeitet, darum sind unsere Ergebnisse sehr praxisnah. Wir geben damit Wegleitungen, die für die klinische Praxis von Nutzen sind.

Nicht nur ehemalige Patientinnen und Patienten, sondern auch deren Familien sind Gegenstand der Forschung. Warum?

Ich war vor ungefähr zehn Jahren in einem Flugzeug unterwegs zu einem Kongress, als mein Sitznachbar sagte, wir sollten unbedingt auch die Eltern von krebserkrankten Kindern anschauen. Das war ein Schlüsselerlebnis, das mich nicht mehr losliess, und ich merkte, dass es da viel Neuland zu entdecken gibt. Eltern machen sich nicht nur während der Krankheit, sondern auch danach viele Sorgen und sind starken Belastungen ausgesetzt. Wir haben eine Elternstudie durchgeführt, bei der wir alle Eltern befragt haben, deren Kinder im Kinderkrebsregister registriert sind.

Was kam dabei heraus?

Interessant ist, dass die Rollenteilung in betroffenen Familien durch die Krankheit eher wieder ins Traditionelle kippte. Dies, weil häufig die Mütter ihre Arbeit aufgeben, um das erkrankte Kind zu pflegen. Oft blieb diese Situation längerfristig bestehen. Zudem war das Armutsrisiko höher, einerseits, weil durch die Krankheit Zusatzkosten, welche nicht abgedeckt sind, entstanden sind. Andererseits aber auch, weil eine Werteverchiebung stattgefunden hat, mit der Folge, dass Geld und Besitz weniger Stellenwert haben.

Wie stark sind Eltern psychisch belastet?

Bei den befragten Familien liegt die Erkrankung des Kindes schon viele Jahre zurück. Wir stellten fest, dass es wenig Fälle von posttraumatischem Stress gibt, etwa ähnlich wie in der Allgemeinbevölkerung. Das erstaunt. Ebenso erstaunlich ist, dass das psychische Befinden generell besser ist und auch Scheidungen nicht häufiger sind. Das hat wohl damit zu tun, dass solche Erlebnisse auch Kräfte freisetzen und Paare und Beziehungen zusammenschweissen und stärken können. Viele Eltern empfanden sich während der Erkrankung ihres Kindes als Team, das zusammenhalten musste.

Auch auf die Grosseltern haben Sie einen Fokus gesetzt, weil auch sie meist stark involviert sind, wenn ihr Enkelkind an Krebs erkrankt. Welchen Belastungen sind sie ausgesetzt?

Wir arbeiten derzeit an einem Projekt dazu mit mehreren Unterstudien und sind daran, Daten zu erheben. Grosseltern übernehmen häufig zentrale Aufgaben in der Betreuung; kommt eine solche Erkrankung hinzu, weitet sich das Gebiet aus. Sie werden zu wichtigen Ansprechpersonen für die Eltern und bieten emotionale Unterstützung. Aber auch für die Geschwister des erkrankten Kindes spielen sie oft eine wichtige Rolle. Deshalb hat die Belastung für Grosseltern mehrere Ebenen – sie sorgen sich um ihr Enkelkind und dessen Geschwister, aber auch um das Wohlergehen des eigenen Kindes, der Mutter oder des Vaters des erkrankten Kindes. Mit der Studie möchten wir herausfinden, welche Unterstützung sie benötigen.

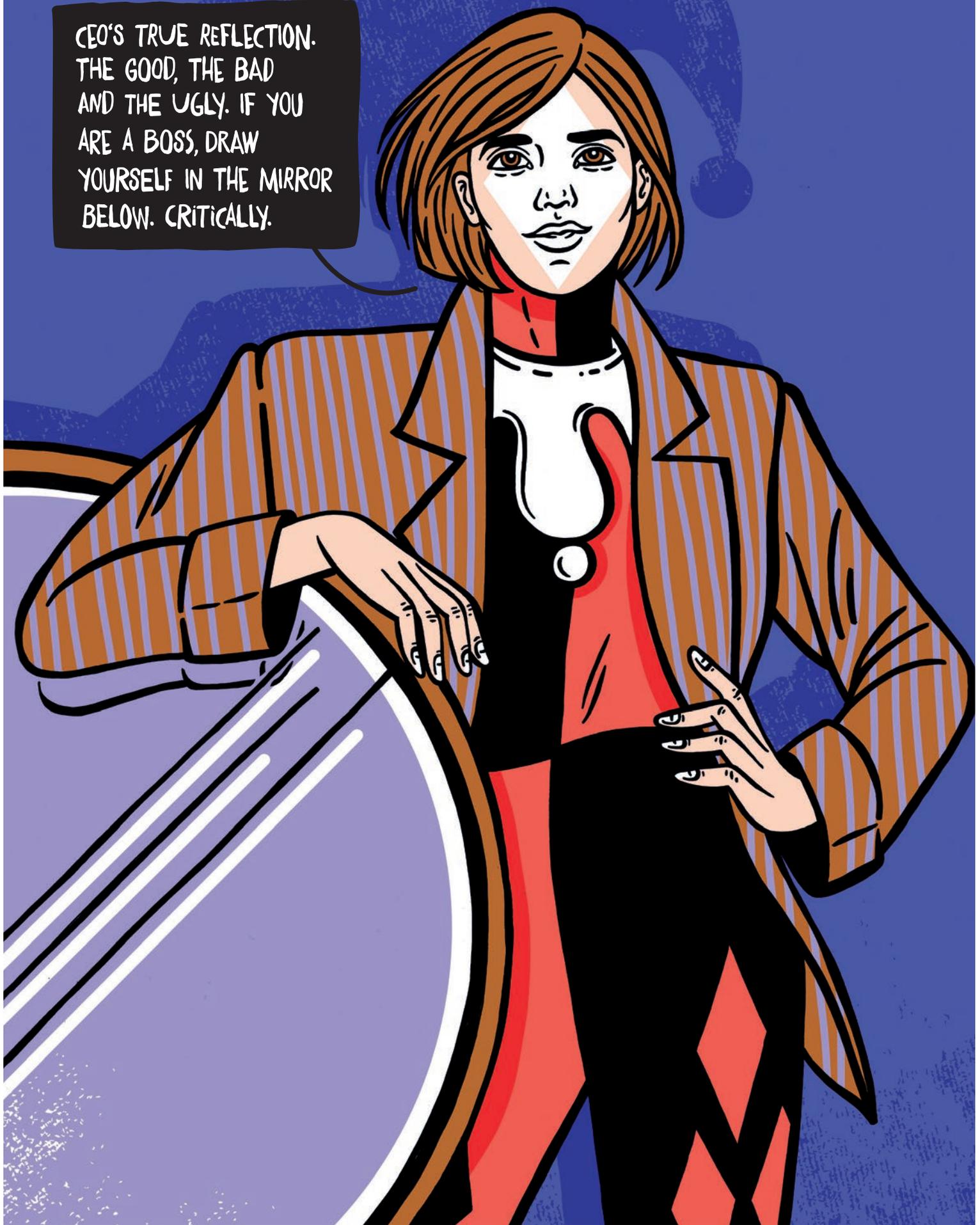
JUGENDLICHE UND JUNGE ERWACHSENE IM FOKUS



Das Team um Professorin Gisela Michel untersucht nebst der Kinderkrebsforschung (siehe Interview) auch die Auswirkungen einer Krebserkrankung bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Forschungsmitarbeiterin Dr. Katharina Roser wird innerhalb eines Projekts eine Übersicht über die Situation in der Schweiz erstellen. Zielgruppe sind Menschen, die im Alter zwischen 15 und 39 Jahren an Krebs erkrankt sind. «Zu dieser Altersgruppe wird zwar immer mehr geforscht, es existieren aber immer noch deutlich weniger Studien als über Krebs im Kindesalter», sagt Katharina Roser. Aus der Schweiz gibt es noch keine detaillierten Zahlen. Deshalb werden in einer Fragebogenstudie ehemalige Krebspatientinnen und -patienten aus der ganzen Schweiz befragt, dabei geht es auch um psychosoziale Themen. «Was wir bereits angeschaut haben, sind die Zahlen aus der Zentralschweiz, wo wir die Daten von rund 500 Fällen aus den letzten vier Jahren untersuchten.»

Bei 15- bis und 39-Jährigen treten Krebserkrankungen häufiger auf als bei Kindern. Die Diagnose trifft die Betroffenen in einer heiklen Lebensphase. «In dieser Zeit schliesst man die Ausbildung ab, tritt ins Berufsleben ein oder plant eine Familie. Viele Veränderungen passieren in dieser Phase des Lebens. Uns interessiert darum, was es heisst, wenn dann die Diagnose Krebs gestellt wird», so Roser. Zum Glück ist Krebs heute bei Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu 80 Prozent heilbar. Das heisse aber auch, dass den Betroffenen eine lange Lebenszeit bevorstehe, meint Katharina Roser. «Je nachdem verpasst man wegen der Krankheit Ausbildungschancen oder sie wirkt sich negativ auf die Partnersuche aus. Möglich auch, dass man durch die Krankheit keine Kinder haben kann und der ganze Lebensentwurf über den Haufen geworfen wird. Da möchten wir genau hinschauen und herausfinden, wo die Probleme und Schwierigkeiten liegen.»

CEO'S TRUE REFLECTION.
THE GOOD, THE BAD
AND THE UGLY. IF YOU
ARE A BOSS, DRAW
YOURSELF IN THE MIRROR
BELOW. CRITICALLY.



DEN CEOs DEN SPIEGEL VORHALTEN

Text: Hannah Mormann | Anna Sender **Illustration:** Sarah Furrer

Der Hofnarr, die Hofnarrin ist eine widersprüchliche Figur und genau deshalb gut geeignet, um mit Widersprüchlichkeiten in organisatorischen Kontexten umzugehen. Inwieweit kann diese Figur auch das moderne Personalmanagement inspirieren?

Mitglieder der Geschäftsleitung leiden nicht selten unter Selbstüberschätzung und treffen dadurch falsche unternehmerische Entscheidungen. Diesen Verdacht nähren zumindest Schlagzeilen aus der Wirtschaftspresse über gescheiterte Fusionen und Firmenübernahmen. In der Managementforschung wird gezeigt, wie CEOs in Unternehmen die Bodenhaftung verlieren und im Zuge dieser Hybris Fehlentscheidungen treffen. So stellte man in einer Reihe von Studien beispielsweise fest, dass CEOs übermütig werden, sobald einmal ein Zusammenschluss gelungen ist, und dass anschliessend überdurchschnittlich oft weitere Übernahmen angestrebt werden, die sich dann aber als Desaster erweisen.

Statt falsche oder schlechte Entscheidungen in Organisationskontexten psychologisch mit der Hybris oder dem Narzissmus von Individuen zu begründen, bietet sich ein Rückgriff auf die mittelalterliche Figur des Hofnarren an, um das Problem aus einer organisationstheoretisch informierten Perspektive zu untersuchen und eine mög-

liche Lösung zu entwickeln. Denn schlechtes und falsches Entscheidungsverhalten von Führungskräften wird verstärkt durch unterstellte Mitarbeitende, die aus Angst um ihre eigene Karriere nur Teilwahrheiten und «passende» Informationen weitergeben. Die Institutionalisierung der Rolle von Hofnarrinnen und Hofnarren im Kontext moderner Organisationen könnte hier Abhilfe schaffen.

Soziale Institution zulässiger Kritik

Das Entscheidungsverhalten im Kontext von Organisationen lässt sich nicht auf ein einzelnes Individuum, sondern auf ein bestimmtes Setting und eine spezifische Rollenkonstellation zurückführen. Das gilt heutzutage mindestens genauso wie zu Zeiten absolutistischer Herrschaft. Damals zählten Hofnarren – und Hofnarrinnen, solche sind historisch bezeugt – zu den wenigen Personen, die dem König die Wahrheit sagen durften und die Herrschenden unverblümt über das Geschehen am Hof aufklärten. Das Risiko, als Verräter geköpft zu werden, war geringer als für andere Hofleute, denn schliesslich stellte der Hofnarr keine

«DIE KOMPETENZEN VON HOFNARREN SCHEINEN HEUTZUTAGE IN ORGANISATIONEN NOTWENDIGER DENN JE ZU SEIN.»

Anna Sender und Hannah Mormann



Anna Sender

Oberassistentin und Geschäftsführerin am Center für Human Resource Management; Co-Projekt-leiterin

www.unilu.ch/anna-sender



Hannah Mormann

Oberassistentin am Soziologischen Seminar; Co-Projekt-leiterin

www.unilu.ch/hannah-mormann

Bedrohung oder Konkurrenz für den König, die Königin dar: Meinungen und Mitteilungen, die ungefällig waren, konnten als «narrisch» abgetan werden – und trotzdem zum Nachdenken anregen.

Die Stärke dieser historischen Figur rührt daher, dass Hofnarrinnen und -narren weise Individuen waren und zugleich gegen aussen hin einen törichten Eindruck machen konnten. Ihre Kompetenzen scheinen heutzutage in Organisationen notwendiger denn je zu sein. Auch in modernen Organisationen geht es darum, das Management durch kritisches und paradoxes Denken herauszufordern, die Grenzen des Sagbaren beispielsweise über den Einsatz von Humor zu verschieben. Um eine Kultur in Organisationen zu fördern, die sich offen für Kritik und Widersprüchlichkeiten zeigt, bietet die historische Figur des Hofnarren mit seinen spielerischen und auch unterhaltsamen Interaktionen mit König und Hofstaat eine reiche Quelle der Inspiration.

Personalfachleute «zwischen den Stühlen»

Wie und wo können Hofnarren im Kontext moderner Organisationen zum Leben erweckt werden? Um dies zu beantworten, wurden Interviews mit Vertreterinnen und Vertretern aus dem Management unterschiedlicher Organisationen, aber auch mit einem Kabarettisten und externen Beratern und Beraterinnen geführt. Dabei kam heraus, dass ein modernes Personalmanagement für die Institutionalisierung des Hofnarrentums in Organisationen eine besondere Rolle spielen könnte. Schliesslich sind Personalfachleute es gewohnt, «zwischen den Stühlen zu sitzen» und mit Widersprüchlichkeiten umzugehen; sie sind mit dem Organisationsgeschehen vertraut, haben ein offenes Ohr für Anliegen von Mitarbeitenden und können sich Zugang zu Entscheiderinnen und Entscheidern verschaffen.

Doch um die Rolle der Hofnarrin, des Hofnarren dauerhaft als Institution zulässiger Kritik zu etablieren und eine entsprechende Kultur zu fördern, braucht es Kompetenzen, die mitunter im Widerspruch zu professioneller Personalarbeit zu stehen scheinen. Dazu gehört, sich selbst nicht allzu wichtig zu nehmen und die Einsicht, dass Möglichkeiten des direkten Einflusses gering sind und trotzdem Gelegenheiten wahrgenommen werden können, Dinge zur Sprache zu bringen, die sich sonst niemand auszusprechen wagt. Traut sich das Personalmanagement zu, die Hofnarren-Rolle zu übernehmen und so als eine Institution zulässiger Kritik innerhalb der Organisation zu wirken, gewinnt es an Bedeutung für die Gesamtorganisation. Dabei ist der Einsatz von Humor essenziell; dies stellt für Vertreterinnen und Vertreter aus dem Personalmanagement wahrscheinlich die grösste Herausforderung dar. Die Kunst besteht in der richtigen Dosierung von Humor. Diese Dosis macht den Unterschied zwischen einem modernen Hofnarren, der Aufmerksamkeiten auf subtile Weise zu lenken vermag und Entscheidungen im Management intelligent unterstützt, und dem zwar unterhaltsamen, aber nicht ernstzunehmenden Clown.

Förderung mittels «Spark»

Das Projekt «It Takes a Fool to Remain Sane. Integrating the Court Jester Figure within the HR Professional Role» wird von Dr. Anna Sender und Dr. Hannah Mormann geleitet und gemeinsam mit Boris Previšić, SNF-Förderprofessor für Literatur- und Kulturwissenschaften, und seinem Wissenschaftlichen Mitarbeiter Sreten Ugrčić durchgeführt. Es hat seitens des Schweizerischen Nationalfonds (SNF) eine Unterstützung im Rahmen von «Spark» erhalten, einem Instrument zur Förderung unkonventioneller Forschung.

VERHÜLLUNG

In der Schweiz gibt es etwa dreissig Frauen, die einen Nikab, also einen Schleier, der das komplette Gesicht bedeckt und nur die Augen frei lässt, tragen. Das ist eine der Erkenntnisse aus der im Frühjahr erschienenen Studie «Verhüllung. Die Burka-Debatte in der Schweiz» (Hier und Jetzt, Zürich) von Dr. Andreas Tunger, Geschäftsführer des Zentrums Religionsforschung. Diese beleuchtet zum einen die Praxis des muslimischen Gesichtsschleiers in der Schweiz und in Westeuropa und untersucht zum andern die Debatte darüber in Deutschschweizer Publikumsmedien.

AUSZEICHNUNG

Grosse Anerkennung für Martin Hartmann, Professor für Philosophie, mit Schwerpunkt Praktische Philosophie, und sein Buch «Vertrauen. Die unsichtbare Macht»: Dieses wurde in der Sparte «Medizin & Biologie» zum «Wissenschaftsbuch des Jahres 2021» gekürt. Hinter der Auszeichnung steht das österreichische Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung. Pressestimmen zufolge erhalte die im Buch behandelte Thematik vor dem Hintergrund der Corona-Situation eine zusätzliche Aktualität, es wirke – wenn auch davor verfasst – gewissermassen «wie eine Flaschenpost an die Zukunft» (NZZ).

 **Interviews mit Martin Hartmann
und mit Andreas Tunger:**
www.unilu.ch/magazin

CORONA IMMUNITAS



Wie viele Personen haben sich im Kanton Luzern bereits mit dem Corona-Virus angesteckt? Das soll im Rahmen des Luzerner Teils des schweizweiten «Corona Immunitas»-Programms herausgefunden werden. Dieser steht unter der Leitung von Professorin Gisela Michel vom Departement Gesundheitswissenschaften und Medizin (siehe auch Seiten 22–25); es besteht eine enge Zusammenarbeit mit dem Luzerner Kantonsspital.

Mittlerweile ist Phase 4 angelaufen. Über 600 Probandinnen und Probanden (häufig 20 bis 64 Jahre und 65+) nehmen in Luzern teil, die Blutentnahmen sind voraussichtlich bis Anfang Juli abgeschlossen. Nebst den Auswirkungen von Schutzmassnahmen, Immunität und weiteren Faktoren wird neu auch der Einfluss von Impfungen untersucht. Inzwischen ausgewertet sind die Resultate aus Phase 3, welche von November 2020 bis Februar 2021 dauerte: Bei rund 18 Prozent der im Kanton Luzern getesteten Personen konnten Antikörper festgestellt werden. Dieser im Vergleich zu anderen Regionen in der Schweiz eher hohe Wert wird dem eher frühen Luzerner Impfstart zugeschrieben.

Das nationale «Corona Immunitas»-Programm wird von der Swiss School of Public Health (SSPH+) geleitet. Ziel ist es, zuhanden der Politik als Entscheidungsgrundlage verlässliche epidemiologische Daten zu liefern.

 www.corona-immunitas.ch

GEFÖRDERTE PROJEKTE UND FORSCHENDE

Zusammenstellung: Dave Schläpfer | Debora Alusi

Erfolg für Forschende mit ihren Eingaben beim Schweizerischen Nationalfonds (SNF) und an anderen Förderungsinstitutionen: In den letzten Monaten wurden zehn Projekte bewilligt. Total gesprochene Summe: rund 6,37 Mio. Franken.

«Trade Law 4.0»

Als erste Forschende der Universität Luzern hat Mira Burri eine Förderung des Europäischen Forschungsrats (ERC) in der Höhe von 1,6 Mio. Euro zugesprochen erhalten. Per 1. September zur ausserordentlichen Professorin für Internationales Wirtschafts- und Internetrecht berufen, untersucht Burri mit ihrem Team im auf fünf Jahre angelegten Projekt «Trade Law 4.0» die Effekte des zunehmenden Datenverkehrs auf das internationale Handelsrecht. Mittels einer Analyse der bestehenden Handelsabkommen soll erforscht werden, welche Auswirkungen der digitale Wandel auf die in- und ausländischen Regulierungen hat. Die Verstärkung des Instrumentariums zur Bewältigung des Regulierungsdilemmas der zunehmenden Datenflüsse bildet den zweiten Forschungsteil. Schliesslich soll im Rahmen des Projekts ein Design für ein globales Handelsrecht erarbeitet werden, das nachhaltig nutzbar ist (siehe auch Seiten 57 und 59).

Digitales Bezahlen

Wie digitales Bezahlen gleichzeitig persönlicher wird und Beziehungen pflegt, ist Untersuchungsgegenstand eines Forschungsprojekts unter der Leitung von Sophie Mützel, Professorin für Soziologie mit Schwerpunkt Medien und Netzwerke. Eine zentrale These der auf vier Jahre angelegten Studie «Digital Payments. Making Payments Personal and Social»: Digitale Zahlungen verändern bestehende Beziehungen und erschaffen neue Beziehungen. Um Einblicke in diese zu erhalten, wird unter anderem der digitale Zahlungsverkehr in der Schweiz, wo die Nutzung

vergleichsweise gering ist, und in Schweden, wo digitale Zahlungen allgegenwärtig sind, empirisch untersucht. Das Projekt, in dessen Rahmen drei Doktorarbeiten entstehen, erhält vom SNF Drittmittel in der Höhe von rund 1,01 Mio. Franken.

Aristoteles' «Metaphysik»

Der altgriechische Philosoph Aristoteles integrierte ein Wörterbuch in das fünfte Buch seiner «Metaphysik». In diesem definierte er zahlreiche neue Begriffe, die auch heute, nach 2400 Jahren, noch in Gebrauch sind – so etwa «Potenzial», «potenziell», «Substanz», «substanziell», «Akt», «Kategorie» und «Spezies». Giovanni Ventimiglia, Professor für Philosophie an der Theologischen Fakultät, und sein Team untersuchen die Kommentare verschiedener mittelalterlicher arabischer und lateinischer Philosophen in der islamischen und christlichen Welt zu diesem fünften Buch. «Senses of Being. The Medieval Reception of Aristotle's Doctrine Starting from Metaphysics V 7 (1017 a7-b9)» wird vom SNF mit 960 000 Franken gefördert.

Digitalisierung und politischer Konflikt

Alexander Trechsel, Professor für Politikwissenschaft mit Schwerpunkt Politische Kommunikation, erforscht die gesellschaftspolitischen Folgen der digitalen Revolution. Zusammen mit Postdoc-Forscherin Mathilde van Ditmars wird untersucht, inwieweit ein Konflikt zwischen Gewinnern und Verlierern der Digitalisierung in der Gesellschaft zu beobachten ist. Im Fokus steht dabei das politische



◀ Im von Soziologie-Professorin Sophie Mützel geleiteten Projekt geht es um digitales Bezahlen und um die damit einhergehenden Beziehungen.

Verhalten von Bürgerinnen und Bürgern und Veränderungen der Parteipolitik. «Digitalization and Political Conflict. Parties, Voters, and Electoral Alignment (DIGIPOL)» läuft vier Jahre und ist mit SNF-Mitteln über 880 000 Franken dotiert.

Digitalisierung und politischer Konflikt

Wird Populismus vom Ressentiment der Peripherie gegenüber den städtischen Eliten angetrieben? Stellt er eine Gefahr für unsere Demokratie dar oder ist er ihr gar nützlich? Diese Fragen sind Gegenstand eines Forschungsprojekts, welches unter der Leitung von Joachim Blatter, Professor für Politikwissenschaft, durchgeführt wird; dies in Zusammenarbeit mit Martin Hartman, Professor für Philosophie. Am auf vier Jahre angelegten Projekt «Populism as Peripheral Resentment?» sind drei Postdoktorierende beteiligt, es wird vom SNF mit 715 000 Franken gefördert.

Künstliche Intelligenz

Künstliche Intelligenz (KI) nimmt in unserem Leben einen immer grösseren Platz ein. Oftmals werden Begriffe wie «Entscheidung» oder «Wahl» verwendet, um das Verhalten einer KI zu begreifen. Mit 463 000 Franken über drei Jahre vom SNF gefördert, wird den Fragen nachgegangen, wie sehr das Verhalten einer KI in der Bevölkerung als «Entscheidung» wahrgenommen wird und inwiefern dies mit der moralischen Bewertung dieser neuen Technologien zusammenhängt. Federführend sind Gabriel Abend,

Professor für Soziologie mit Schwerpunkten in soziologischer Theorie, Moralsociologie und Logik der Forschung, und Oberassistent Patrick Schenk.

Ethik und Digitalisierung

Das Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI) unterstützt das Projekt «Ethik der digitalen Transformation und der künstlichen Intelligenz» mit 288 000 Franken. Dieses wird von Peter G. Kirchschräger, Professor für Theologische Ethik und Leiter des Instituts für Soziale Ethik, geleitet. Angestrebt wird eine ethische Reflexion des gegenwärtigen technologiebasierten Wandels. Es geht darum, in internationaler Forschungs- und Lehrzusammenarbeit die ethischen Chancen und Risiken von digitaler Transformation präzise zu identifizieren.

Geförderte Nachwuchsforschende

Gott – als das Sein selbst: Diese Idee wurde bereits vom altgriechischen Philosophen Platon entwickelt, wie sein Schüler Aristoteles berichtet. David Anzalone untersucht die Lesarten im Mittelalter; für die Realisierung seiner Dissertation hat er vom SNF einen Doc.CH-Beitrag über 172 000 Franken erhalten. Das auf drei Jahre angelegte Projekt ist am Lehrstuhl für Philosophie an der Theologischen Fakultät verortet.

Ankita Shanker hat ein Doc.Mobility-Stipendium und Sebastian De Pretto ein Early Postdoc.Mobility-Stipendium über 77 000 bzw. 80 000 Franken vom SNF erhalten. Die Fördermittel ermöglichen einen mehrmonatigen Aufenthalt an Forschungsinstituten im Ausland. In Shankers rechtswissenschaftlicher Studie geht es um Tierrechte, während De Pretto am «Urner Institut Kulturen der Alpen an der Universität Luzern» zu Stauwerken im Alpenraum forscht.

VOICE FIRST

Das Institut für Marketing & Analytics hat im Frühjahr zum dritten Mal den «Voice First Barometer», eine repräsentative Studie zu Sprachfunktionen und Sprachassistenten, veröffentlicht. Laut der Studie nutzt rund jede/r Zweite in der Schweiz Voice-User-Interfaces. Schweizerinnen und Schweizer sind gegenüber Sprachfunktionen, so ein weiterer Befund, zudem sehr aufgeschlossen. Der «Barometer» steht unter der Leitung von Reto Hofstetter, Professor für digitales Marketing, und wurde in Zusammenarbeit mit Farner Consulting und Swisscom erhoben.

BUDDHISMUS

Gemäss statistischen Erhebungen bezeichnen sich 0,5 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer – also knapp 36 000 Personen – offiziell als Buddhistinnen und Buddhisten. Gemäss Erhebungen am Religionswissenschaftlichen Seminar ist das Zugehörigkeitsgefühl allerdings sechsmal höher. Das entspricht gegen einer Viertelmillion. Eine neue Karte zeigt die Entstehung und Verteilung buddhistischer Organisationen im ganzen Land und die Verbreitung der verschiedenen buddhistischen Traditionen.

 www.unilu.ch/magazin-extra



VERSCHIEBUNG VON OPERATIONEN

Während der Covid-19-Pandemie haben die Spitäler in erheblichem Umfang Anästhesie- und Operationspflegepersonal, Infrastrukturen, Medizinaltechnik und andere Behandlungsressourcen in die Intensivstationen verlagert. Dies hatte zur Folge, dass Tausende («elektive») planbare Eingriffe – darunter Krebs- und Herzoperationen sowie orthopädische Eingriffe – verschoben werden mussten. Mit verschiedenen rechtlichen Aspekten dieser Thematik haben sich in einem Beitrag im «Jusletter» von Mitte April die beiden Professoren Bernhard Rüttsche und Walter Fellmann sowie Professorin Regina E. Aebi-Müller, alle an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät, befasst.

Im Rahmen der Verschiebung bevorzugten die Spitäler die Behandlung von lebensbedrohlich erkrankten Patientinnen und Patienten gegenüber der Bereitstellung von Behandlungskapazitäten für alle anderen spitalbedürftigen Patienten. Damit gaben sie der unmittelbaren Lebensrettung gegenüber dem Gewinn zusätzlicher Lebensjahre (mittel- oder langfristige «Lebensrettung») sowie dem Erhalt bzw. der Verbesserung der Lebensqualität den Vorzug. Diese Priorisierungsentscheidung, so die Autoren, sei zwar durchaus mit den Grundrechten vereinbar, rechtlich aber nicht hinreichend abgestützt.

 **«Jusletter»-Beitrag:**
www.unilu.ch/magazin-extra

VERSICHERUNGEN IM DIGITALEN ZEITALTER

«Swiss Insurance Monitor 2021»: Mehr als ein Drittel der Schweizer Bevölkerung kann sich vorstellen, künftig ausschliesslich online mit Versicherungen zu interagieren.

Mit dem «Swiss Insurance Monitor» ist im Frühling eine neue Studienreihe aus der Taufe gehoben worden, und zwar zur allgemeinen Wahrnehmung von Versicherungen und der Einstellung gegenüber der Schweizer Versicherungslandschaft. Das für die Schweiz repräsentative Studienformat entstand unter der Leitung von Reto Hofstetter, Professor für digitales Marketing, in Zusammenarbeit mit dem Verband Digitalversicherungen Schweiz, der EY Schweiz AG und FinanceScout24. Die erste Ausgabe setzt einen inhaltlichen Schwerpunkt auf Themen der fortschreitenden Digitalisierung im Versicherungsmarkt. Die Ergebnisse geben somit nicht nur Einblicke in die allgemeine Wahrnehmung von Versicherungsleistungen, sondern auch zu spezifischen Themen der Digitalisierung im Versicherungskontext wie etwa neuen Online-Interaktionsformen (z.B. Versicherungs-Apps oder Chatbots).

Ein Viertel Online-Abschlüsse

Insgesamt 72 Prozent der Befragten sind grundsätzlich zufrieden mit ihren Versicherungen. Entsprechend empfehlen 57 Prozent ihre Versicherungen an Freunde oder Bekannte weiter. Die Resultate deuten jedoch darauf hin, dass einige für Schweizerinnen und Schweizer wichtige Entscheidungskriterien nicht ausreichend durch die Versicherungen adressiert werden. Hierzu gehört beispielsweise die Kündigungsfrist von Versicherungsverträgen, welche von Kundinnen und Kunden als zu lange angesehen wird. Die Auswirkungen der Digitalisierung auf die Versicherungsbranche zeigen sich aktuell bereits exemplarisch bei den Vertragsabschlüssen: 24 Prozent der Versicherungsverträge wurden in den letzten fünf Jahren online abgeschlossen. Bei Online-Versicherungsabschlüssen schätzen Kundinnen und Kunden vor allem den Zeitgewinn. Zudem können sich 36 Prozent der Umfrageteilnehmenden vorstellen, zukünftig ausschliesslich online mit Versicherungen zu kommunizieren. Zu den beliebtesten digitalen Kommunikationswegen im Jahr 2021 zählen Online-Versicherungsportale und Smartphone-Messenger (z.B. WhatsApp). Die Ergebnisse zeigen jedoch gleichzeitig, dass die traditionellen Interaktionsformen mit Versicherungen weiterhin eine hohe Bedeutung haben.

MEDIZIN: MASTER- ARBEIT



Chiara Imbimbo ist die erste Studentin im Joint Master Medizin, die ihre Masterarbeit abgeschlossen hat. In dieser geht es um die auch als «Hasenpest» bekannte Tularämie bei Kindern und Jugendlichen. Imbimbo ist eine der 28 Studierenden, die im vergangenen Herbstsemester ihr Masterstudium in Humanmedizin an der Universität Luzern aufgenommen haben. Die ersten Abschlüsse erfolgen 2023.

KORRUP- TION

In vielen Entwicklungsländern ist die Verlässlichkeit wichtiger ökonomischer Kennzahlen (z.B. BIP, Produktivität oder Inflation) tief. Internationale Organisationen geben diesen Ländern deshalb oft den Rat, ihre Datenbasis auszubauen. Manuel Oechslin, Professor für Internationale Ökonomie, und Dr. Elias Steiner mahnen im Aufsatz «Statistical Capacity and Corrupt Bureaucracies» zur Vorsicht: Präzisere Daten könnten auch für korrupte Praktiken missbraucht werden. Ein allfälliger Ausbau der Datenbasis sollte deshalb parallel zu Fortschritten in der Korruptionsbekämpfung erfolgen.



GEFRAGT?
GEANTWORTET!

IN-VITRO-FERTILISATION: WESHALB SO GROSSER MARKT IN INDIEN?

Während meiner Forschung über Reproduktionsmedizin in Indien wurde mir diese Frage oft gestellt. Auf den ersten Blick mag dies paradox erscheinen, da Indien oft als Paradebeispiel für Überbevölkerung und staatliche Familienplanung angeführt wird. Tatsächlich haben Massnahmen zur Bevölkerungskontrolle eine lange Geschichte: Im Namen von wirtschaftlicher Entwicklung rief der indische Staat im Jahr 1952 das weltweit erste Familienplanungsprogramm ins Leben, das in den 1970er-Jahren sogar in Massensterilisationscamps mündete. Vor diesem Hintergrund scheint es überraschend, dass Indien bereits in den 1970er-Jahren eine führende Rolle in der Forschung im Bereich der In-vitro-Fertilisation (IVF) einnahm. Doch medizinische Arbeiten über Geburtenkontrolle und Unfruchtbarkeit waren häufig eng verflochten. Das erste staatlich finanzierte IVF-Programm am Institute of Research in Reproduction in Mumbai wurde folgendermassen begründet: Falls man Sterilisationen durch IVF «rückgängig» machen könne, würden mehr Menschen dauerhafte Familienplanungsmassnahmen akzeptieren. Nur weil IVF als eine Technologie der Bevölkerungskontrolle gedacht wurde, war staatlich geförderte Forschung zu dieser Zeit überhaupt möglich.

Politisch gesehen stand das Thema Infertilität also lange Zeit im Schatten restriktiver Bevölkerungspolitik. Dies änderte sich erst im späten 20. Jahrhundert aufgrund eines globalen Umdenkens hinsichtlich der Wichtigkeit von umfassender reproduktiver Versorgung, aber auch aufgrund der Entwicklung des medizinischen Marktes in Indien nach den ökonomi-

schen Reformen in den 1990er-Jahren. Reproduktionsmedizin als umsatzstarker und schnell wachsender Sektor wurde nun selbst als Impulsgeber für wirtschaftliche Entwicklung gesehen (unter anderem durch den aufkommenden «Medizintourismus»). Heute befinden sich laut einer Schätzung der International Federation of Fertility Societies fast ein Viertel aller IVF-Kliniken weltweit in Indien.

Für Medizinerinnen und Mediziner mit genügend Kapital ist es mittlerweile relativ einfach, eine IVF-Klinik zu eröffnen. Nach der Standardisierung des Verfahrens in den 1980er- und 1990er-Jahren merkten viele Ärztinnen und Ärzte, dass IVF «keine Zauberei darstellt», wie eine Gesprächspartnerin dies mir gegenüber einmal treffend beschrieb. IVF ist ausserdem ein attraktives Arbeitsfeld für Gynäkologinnen und Gynäkologen, das gute Verdienstmöglichkeiten und geregelte Arbeitszeiten bietet. Zudem gibt es bisher kaum Gesetze in Indien, die den IVF-Sektor regulieren.

Allerdings sollte nicht unerwähnt bleiben, dass trotz der Expansion von IVF – mittlerweile auch ausserhalb der Metropolen – Behandlungen immer noch einer finanzstarken Elite vorbehalten sind. Die Kosten sind hoch und werden nicht von den Krankenkassen übernommen. Zudem gibt es nur wenige öffentliche Krankenhäuser, die IVF zu einem günstigeren Preis anbieten. Aufgrund des steigenden Einkommens in Indien sowie der hohen Nachfrage nach Reproduktionstechnologien kann jedoch davon ausgegangen werden, dass der IVF-Markt auch in Zukunft weiter wächst.

Gefragt

Bernhard Rütsche
Professor für Öffentliches Recht und Rechtsphilosophie

Geantwortet

Sandra Bärnreuther
Assistenzprofessorin für Ethnologie. Das aus diesem Forschungsprojekt hervorgegangene Buch «Substantial Relations. Making Global Reproductive Medicine in Postcolonial India» erscheint im Dezember bei Cornell University Press, Ithaca.

 [www.unilu.ch/
sandra-baernreuther](http://www.unilu.ch/sandra-baernreuther)

DRUCKFRISCH



Alltag in der Moschee

Was macht eine Moschee aus? In ihrer Untersuchung der Strukturen und zentralen Angebote «Gebet», «Bildung» und «öffentliche Veranstaltungen» gibt die Autorin Einblicke in das Alltags Handeln in Moscheen. Anhand qualitativer Interviews und Feldforschung in Zürich und Wien zeigt sie, dass sich Moscheen in einem Spannungsfeld zwischen sich wandelnden Mitgliedererwartungen und externen Einflüssen befinden und sich dabei immer wieder neu definieren müssen. Bei der Studie handelt es sich um eine im Rahmen eines vom Nationalfonds geförderten Projekts am Religionswissenschaftlichen Seminar realisierte Dissertation. Sie wurde von Professor Martin Baumann betreut und ist «open access» abrufbar.

Veronika Rückamp

Alltag in der Moschee. Eine Feldforschung jenseits von Integrationsfragen

transcript, Bielefeld, 2021



Rechtliche Nähebeziehungen

Regina E. Aebi-Müller, Professorin für Privatrecht und Privatrechtsvergleichung, feierte im Frühjahr ihren 50. Geburtstag. 13 Autorinnen und Autoren haben sich zusammengetan, um ihr mit einem «liber amicorum» zu gratulieren und zu danken. Der Band beinhaltet, entsprechend den Forschungsschwerpunkten der Geehrten, primär Beiträge zum Personen-, Familien-, Erb- und Sportrecht. Eine Festschrift wurde auch für Walter Fellmann, Professor für Schweizerisches und Europäisches Privatrecht, anlässlich seines 65. Geburtstages herausgegeben.

Paul Eitel | Barbara Graham-Siegenthaler (Hrsg.)

Aspekte rechtlicher Nähebeziehungen. Liber amicorum für Regina E. Aebi-Müller

Schulthess, Zürich, 2021

Karin Müller | Jörg Schwarz (Hrsg.)

Auf zu neuen Ufern! Festschrift für Prof. Walter Fellmann

Stämpfli, Bern, 2021



Legal Gender Studies

Die Zeitschrift «cognitio – studentisches Forum für Recht und Gesellschaft» und F.lus (Feministisch.lus) organisieren derzeit gemeinsam eine Publikationsreihe zum Thema «Legal Gender Studies in der Schweiz». Nach wie vor dominiert gemäss dem «Call for Abstracts» die Vorstellung, dass das Recht eine unbefangene und geschlechtslose Instanz sei. Legal Gender Studies würden Abhilfe schaffen, indem eine Auseinandersetzung mit dem rechtlichen Verständnis und der Konstruktion von Geschlechterkategorien ermöglicht wird. Studierende, Doktorierende und Postdocs verschiedener Universitäten werden einen Beitrag zum interdisziplinären Forschungsstand leisten. «cognitio» wurde von Studierenden und wissenschaftlichen Mitarbeitenden der Universitäten Luzern und Fribourg gegründet; die «Open Access»-Zeitschrift ist in verschiedener Weise mit der Universität Luzern verbunden.

www.cognitio-zeitschrift.ch



Ehe und Ehehindernis

Das Ehehindernis der römisch-katholischen Kirche beinhaltet eine Regelung, die es beischlafsunfähigen Menschen verunmöglicht, eine kirchliche Ehe einzugehen. Es tangiert ein Menschenrecht, das dadurch nicht ausgeübt werden kann. Die kirchliche Rechtsordnung wird in dieser Studie mit den im staatlichen Recht der Schweiz geltenden Normen konfrontiert, die das Menschenrecht auf Ehe und das Verbot der Diskriminierung aufgrund einer Behinderung enthalten. Die Autorin diskutiert kirchen- und religionsverfassungsrechtliche Lösungsansätze, um die Diskriminierung zu beheben. Es handelt sich um eine von Professor Adrian Loretan betreute, im Rahmen des «Swiss Learning Health System» entstandene Dissertation.

Sabine Baggenstos

Das kanonische Grundrecht auf Ehe und das Ehehindernis der Impotenz in Gegenüberstellung mit dem staatlichen Recht (CH)

LIT, Wien/Zürich, 2021



Vorgestellt: Ann-Katrin Gässlein

SIE KENNT SICH MIT «ZOOM»-GOTTES- DIENSTEN AUS

Text: Daniel Schriber **Bild:** Lorena La Spada

Wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin an der Universität Luzern, Theologin bei der Cityseelsorge St. Gallen, Mutter von drei Kindern: Ann-Katrin Gässlein ist vielfältig engagiert – ihre Erfahrungen, Praxis und Wissenschaft befruchten sich.

Vorlesungen, Team-Meetings und sogar Diplomfeiern: Wie das vergangene Jahr gezeigt hat, gibt es kaum eine Veranstaltung, die nicht als Video-Konferenz durchgeführt werden kann. Was für Universitäten und Unternehmen gilt, ist bei der Kirche nicht anders: Auch sie hat im Zuge der Pandemie verstärkt auf digitale Tools gesetzt. Welche Vor- und Nachteile diese mit sich bringen, weiss Ann-Katrin Gässlein aus erster Hand. Als Mitarbeiterin der Cityseelsorge St. Gallen war sie bei der Entwicklung von «Zoom»- und «WhatsApp»-Gottesdiensten involviert. «Solche Formate bieten grosse Chancen», ist sie überzeugt. Damit ein Online-Gottesdienst funktioniert, müssen laut Gässlein jedoch gewisse Regeln beachtet werden. So sollten die digital Mitfeiernden wenn immer möglich in den Gottesdienst eingebunden werden. «Die Mitwirkung ist Kernelement jedes Gottesdienstes.» Rituale wie das gemeinsame Anzünden einer Kerze, das Vorlesen biblischer Texte oder Gebete können laut Gässlein

zu einem erfolgreichen digitalen Gottesdienst beitragen. Auch sie selbst partizipiert regelmässig als Sängerin an kirchlichen Online-Veranstaltungen.

Viele wertvolle Erfahrungen gesammelt

Nebst ihrer Arbeit bei der Citypastoral St. Gallen, wo sie für das Ressort Kultur und Bildung zuständig ist, ist Ann-Katrin Gässlein seit 2018 als Wissenschaftliche Assistentin an der Professur für Liturgiewissenschaft tätig. Bevor sie nach Luzern kam, war sie unter anderem als leitende Redaktorin bei der katholischen Zeitschrift «forumKirche», bei Caritas Schweiz sowie beim Schweizerischen Zentralverein für das Blindenwesen tätig. Die 40-Jährige glaubt nicht, dass sie sich «zu spät» für die Wissenschaft entschieden habe. Im Gegenteil. «In den elf Jahren, die ich ausserhalb des universitären Betriebs tätig war, konnte ich viele wertvolle Erfahrungen sammeln. Diese helfen mir heute, auch in herausfordernden Situationen Ruhe zu bewahren.» Gerade in

«DAS FEIERN DES GEHEIMNISSES GOTT KANN MAN NICHT REIN INTELLEKTUELL ABHANDELN.»

Ann-Katrin Gässlein

Sachen Projektmanagement sowie im Umgang mit den unterschiedlichsten Kunden und Kulturen profitiere sie von ihren bisherigen Tätigkeiten.

Die Universität Luzern kennt Gässlein indes schon einiges länger. Als sie 2013 von dem neu angebotenen Theologie-Fernstudium erfuhr, zögerte sie nicht lange. Das Studium, das sie 2017 mit der Masterarbeit bei Professor Peter G. Kirchschräger abschloss, hat sie als «wunderbare und auch intensive Zeit» in Erinnerung. «Ich fand toll, wie persönlich man hier begleitet wird.» Die überschaubare Grösse mache es möglich, die Kommilitonen und auch die Dozierenden wirklich kennenzulernen. Das schätze sie auch heute noch. «Wir können auf die Studierenden eingehen und sie ganz anders begleiten als an einer grossen Universität.» Trotz aller Freude über ihre Tätigkeit in Luzern hat Gässlein auch Wünsche für die Zukunft. Sie ist überzeugt: «Der rein kognitive Austausch ist für die Liturgiewissenschaft nicht genug. Das Thema Religion kann man vielleicht intellektuell abhandeln, nicht aber das Feiern des Geheimnisses Gottes.» In der Cityseelsorge St. Gallen führen Gässlein und ihr Team vor Sitzungen deshalb regelmässig eine kurze Andacht durch. «Ich würde es schön finden, wenn das an der Uni mit den Studierenden künftig ebenfalls möglich wäre.»

In den vergangenen Jahren ist bei Ann-Katrin Gässlein nicht nur in beruflicher Hinsicht viel passiert. Mittlerweile ist sie Mutter von drei Kindern. Es gelingt der St. Gallerin, ihr Familienleben und ihre Jobs unter einen Hut zu bringen. Während es anderswo nicht gerne gesehen werde, wenn Assistierende noch weiteren Tätigkeiten nachgehen, sei in Luzern das Gegenteil der Fall. «Professorin Birgit Jeggler-Merz begrüsst es, dass ich einen zweiten Job habe. So erhalte ich zum Beispiel immer wieder die Möglichkeit, meine Erfahrungen aus der Pastoralpraxis in die Arbeit an der Uni einzubinden.» Als Wissenschaftliche Assistentin unterstützt Gässlein das feste Lehrangebot. Darüber

hinaus ist sie an Konferenzen und Fachtagungen involviert. Viel Zeit investiert sie zudem in ihre Dissertation, bei der sie sich mit multi- und interreligiösen Feierformen auseinandersetzt. Seit dem Sommer 2019 besuchte und analysierte sie zahlreiche gemischt-religiöse Feiern. Im nächsten Frühjahr will sie ihre Arbeit abschliessen.

Andere Meinungen akzeptieren

Natürlich spielt die Religion bei Ann-Katrin Gässlein auch zu Hause eine Rolle – wenn auch nicht in dem Ausmass, in dem man es vielleicht vermuten würde. «Mein Mann ist nicht religiös.» Sie versucht, ihre Kinder behutsam an das Thema heranzuführen. «Ich will ihnen nichts aufzwingen. Aber sie sollen lernen, dass Ostern mehr bedeutet als nur Schokohasen.» Auch sie lernte das schon früh. Ihre Mutter war Religionslehrerin, Gässlein selbst war Ministrantin und sang schon als Mädchen im Kirchenchor. «Zudem war mein Grossonkel Priester. Das Thema Religion war also immer präsent.» Und sorgte für Gesprächsstoff. «In unserer Familie wurde immer viel diskutiert.» Für Ann-Katrin Gässlein ist es stets wichtig, auch andere Meinungen zu akzeptieren. Sie weiss: «Religiöse Menschen können für nicht-religiöse Menschen bisweilen anstrengend sein.» Dennoch ist die Theologin überzeugt, dass es katholische Werte gibt, für die es sich lohnt einzustehen. «Vielfalt in der Einheit, das ist für eine Religionsgemeinschaft kein schlechtes Programm. Katholisch zu sein und zu bleiben, lehrt Toleranz und Durchhaltevermögen – und braucht heute auch kritischen Widerspruchgeist.» Auch für die Gesellschaft könne die Mitgliedschaft in der Kirche viel bewirken: «Es geht darum, für die Freiheit einzustehen, für soziales Engagement, für die Natur.» Bei diesem Prozess könne auch die Kirche einen Beitrag leisten.

Neben ihren anspruchsvollen Jobs und der Familie bleibt Ann-Katrin Gässlein nicht viel Zeit für weitere Hobbys. Diese vermisst sie aber auch nicht. «Meine Familie erdet mich und gibt mir Kraft.» Da kann der berufliche Alltag noch so hektisch oder herausfordernd sein: Wenn sie mit ihren Kindern zu Mittag isst oder sich nach Feierabend über deren Leben austauscht, tritt alles andere in den Hintergrund. Und dann ist da natürlich noch Gott. Wie sie genau zu diesem steht, wie und in welchem Rahmen sie ihre Gebete spricht, möchte Ann-Katrin Gässlein im Interview nicht verraten. Lieber zitiert sie den spätantiken Theologen und Philosophen Augustinus: «Wer singt, betet doppelt.»



Vorgestellt: Michaela Rohrer

BERUFLICH UND PRIVAT IN BEWEGUNG

Text: Daniel Schriber **Bild:** Philipp Schmidli

Von Studienplanung bis zu Urlaubsgesuchen: Die Studienberatung unterstützt Studierende und Interessierte bei ganz unterschiedlichen Fragen. Oftmals lassen sich die Antworten darauf nicht einfach aus der Schublade ziehen, wie Teamleiterin Michaela Rohrer verrät.

« ICH BIN EIN BEGEISTERTER OUTDOOR-MENSCH. »

Michaela Rohrer

Auf den ersten Blick wirkt die Arbeit von Michaela Rohrer wie ein gewöhnlicher Bürojob. Dabei ist die Tätigkeit der Studienberaterin der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät vieles, aber sicher nicht 08/15. «Genau das macht unsere Arbeit interessant», sagt die Leiterin des Geschäftsbereichs Studierende. «Als ich mich vor einigen Jahren nach einer neuen Herausforderung umschaute, habe ich bewusst nach einem abwechslungsreichen und dynamischen Umfeld gesucht. Exakt dies habe ich hier gefunden.» Die 44-Jährige ist die erste Ansprechperson für aktuelle oder potenzielle Studierende – und damit mit den unterschiedlichsten Fragen konfrontiert. Was kann man bei euch studieren? Kann ich die Universität Luzern besuchen, wenn ich an der Fachhochschule XY studiert habe? Wie viel kann ich neben dem Studium arbeiten? Das sind nur einige der «Klassiker», mit denen sie regelmässig konfrontiert wird. «Dabei ist es nicht so, dass wir die Antworten immer aus dem Ärmel schütteln können.» Dafür seien die Anliegen zu verschieden, die einzelnen Bedürfnisse zu individuell. Auch deshalb braucht es in der täglichen Arbeit von Rohrer und ihrem Team Flexibilität und bisweilen auch Kreativität. Dies wiederum ist natürlich mit Herausforderungen verbunden – zum Beispiel dann, wenn die Studienberatung mit individuellen Notlagen oder anderen Problemen konfrontiert wird. Das Spektrum reicht von Härtefallgesuchen über Unterstützungsanträge bis zu Nachteilsausgleichen. Involviert ist Michaela Rohrer auch bei Studienausschlüssen. «Diesen Teil der Arbeit finde ich persönlich schwierig. Manche Studierenden ahnen bereits etwas, andere können den Entscheid nur schwer nachvollziehen.» Entsprechend unterschiedlich fallen auch die Reaktionen der Betroffenen aus. Dann versuche ihr Team, mit klärenden Gesprächen zu helfen. «Zum Glück kommt das eher selten vor.»

Von der Lehrerin zur Studienberaterin

Das Interesse an der Bildung spielt im Werdegang von Michaela Rohrer seit jeher eine wichtige Rolle. Nach der Sekundarschule absolvierte sie in Luzern das Lehrersemi-

nar. Nach einigen Jahren als Primarlehrerin entschloss sie sich, an der Universität Zürich Ethnologie, Geschichte und Völkerrecht zu studieren. Vor ihrem Stellenantritt in Luzern arbeitete sie beim Sozialdepartement in Zürich, wo sie ebenfalls Kontakt zu verschiedenen Bildungsinstitutionen hatte. Obwohl sie viel Erfahrung mitbringt, war das vergangene Jahr auch für Michaela Rohrer eine grosse Herausforderung. «Die Coronazeit ist für unser Team eindeutig mit Mehrarbeit verbunden. So stellen wir zum Beispiel eine deutliche Zunahme der besonderen Anliegen im Zusammenhang mit Corona fest.» Überhaupt habe sich das Leben an der Universität stark verändert. Es fehle der persönliche Austausch untereinander, etwa in der Mensa. «Die geschlossenen Bibliotheken waren für die Studierenden eine einschneidende Massnahme», weiss Rohrer, die das Leben in den Gängen des Uni-Gebäudes ebenfalls vermisst. «Gerade weil die aktuelle Situation schwierig ist, versuchen wir umso mehr, für die Studierenden da zu sein. Dies tun wir mit regelmässigen Online-Fragestunden, Vermittlung von Überbrückungshilfen oder weiteren Unterstützungsangeboten zum Studium.» Laut Michaela Rohrer sind die Anfragen der Studierenden in den vergangenen Jahren zunehmend konkreter geworden. «Tendenziell sind die Studierenden heute besser informiert. Bevor sie sich an einer Universität einschreiben, wollen sie genau wissen, was ihnen diese bietet. Zudem wollen immer mehr junge Leute wissen, welcher Studiengang zu welchen beruflichen Chancen führt.»

Ausgleich in der Natur

Ausgleich zu ihrer Arbeit findet Michaela Rohrer an vielen Orten fernab von Bildschirm & Co. «Wenn ich zu lange zu intensiv am Bildschirm sitze oder zu viele Sitzungen nacheinander habe, strengt mich das an.» Um ihre Batterien aufzuladen, verbringt sie gerne und viel Zeit in der Natur. «Ich bin ein begeisterter Outdoor-Mensch und habe eine passable Kondition. Ich mag fürs Yoga auf der Erde liegen und Äste und Wolken beobachten. Ich mag verschneite Schneelandschaften, karge Gipfel, den Geruch des Waldes, die Stille», so Rohrer, die auf einem Bauernhof in Sachseln aufgewachsen ist und mittlerweile in Luzern wohnt. Wenn das Wetter ihre Outdoor-Pläne durchkreuzt, macht sie es sich gerne mit einer Tasse Kaffee und einem Skandinavien-Krimi auf dem Sofa gemütlich. Und auch das Essen zählt zu ihren Leidenschaften. «Wenn ich zu Hause bin und meine beiden Kinder um mich herumwuseln, dann koche ich gerne vor.» Dabei versucht sie sich besonders gerne an neuen veganen Rezepten. Ähnlich wie bei ihrem Job ist sie auch in der Küche mit verschiedenen Fragen konfrontiert. «Wie mache ich meinem Mann die Vegi-Bolognese schmackhaft? Und wie verarbeite ich das Gemüse aus der Gemüsebox, damit es die Kinder mögen?» Wie im Job lautet die Devise von Michaela Rohrer auch daheim: Kreative Lösungsfindung? Gerne! 08/15? Nein danke.

Vorgestellt: Alumna Sofiya Miroshnyk

VOM HÖRSAAL INS TV-STUDIO

Interview: Mirjam Wishart

Sofiya Miroshnyk (29) hat als TV-Journalistin regelmässig mit bekannten Persönlichkeiten zu tun. Erste Schritte ins Berufsfeld gelangen der Absolventin bereits im Studium.



Journalistin – für viele ein Traumberuf. Wie haben Sie den Einstieg geschafft?

Sofiya Miroshnyk: Ich habe im Studium viel für den «Campus-Blog» und weitere Formate geschrieben. Weil es mir Spass gemacht hat, bin ich immer besser geworden. Ich bewarb mich in meiner Studienzeit für ein Praktikum beim SRF für «Schawinski», erhielt hier zwar eine Absage, bekam aber kurze Zeit später eine andere Stelle bei der Sendung angeboten. Anschliessend arbeitete ich als Redaktorin beim SRF und als Produzentin für die «Arena». Seit Anfang Jahr bin ich als Tagesleiterin bei Ringier für «Blick TV» im Einsatz.

Geplant oder eher Zufall?

Dazu gehören etwas Glück, viel Arbeit und die Bereitschaft, Chancen zu packen, die sich bieten. Mir sind die Jobs oftmals zwei Schuhnummern zu gross vorgekommen. Ich machte es trotzdem, wagte den Sprung ins kalte Wasser und lernte in kurzer Zeit viel dazu. Das hat sich ausgezahlt.

Was gefällt Ihnen an Ihrem Job, was weniger?

Ich liebe es, als Journalistin täglich in neue Themen einzutauchen. Und ich muss immer wissen, was auf der Welt läuft. Kein Tag ist wie der andere, und das gefällt mir. Natürlich ist das auch streng, aber untätig rumsitzen und Däumchen drehen wäre so gar nicht mein Ding.

Wie sieht ein Tag als Tagesleiterin aus?

Ich plane, was wir im digitalen TV-Programm zeigen und in welcher Form. Dabei bin ich verantwortlich für den Inhalt, den Reporterpool und die Video-Redaktorinnen und -Redaktoren, plane Talks mit Gästen und mache am Schluss den Kontrollblick. Ich halte alle Fäden zusammen.

Im vergangenen Herbstsemester haben Sie den Abschluss des Bachelors in Philosophy, Politics and Economics (PPE) erlangt. Inwiefern helfen Ihnen die erworbenen Skills im Job?

Im Studium erhält man eine grosse Bandbreite an Grundlagenwissen über Philosophie, Politik und Wirtschaft. Gerade im Journalismus kommt man damit sehr weit. Ich habe an der Uni auch gelernt, schnell viele Informationen zu verarbeiten, einen Text querzulesen – statt Wort für Wort – und das Wichtigste in kurzer Zeit zu erfassen.

Warum hatten Sie sich für die Universität Luzern entschieden?

Die Kombination aus Philosophie, Politik und Ökonomie hat mich überzeugt. Philosophie war schon lange eine Passion: Als ich als Teenager das erste Buch von Schopenhauer las, war es um mich geschehen. Und die persönliche und lockere Atmosphäre an der Uni gefiel mir. Ich nehme viele Freundschaften und schöne Erlebnisse aus dieser Zeit mit.

▲ Sofiya Miroshnyk, Absolventin des Bachelors in Philosophy, Politics and Economics, im «Blick TV»-Regieraum

Mirjam Wishart
Verantwortliche für Wissenstransfer und Öffentlichkeitsarbeit an der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät

Alumna im Gespräch



«ICH VERSTEHE MICH ALS BRÜCKENBAUERIN»

Interview: Vera Bender Bild: Roberto Conciatori

Eva Schiele arbeitet bei der Stiftung «Profil – Arbeit & Handicap» in Luzern. Dafür ist es wichtig, sich gut in verschiedene Positionen hineinversetzen zu können. Rüstzeug dafür gibt der 36-Jährigen aus Luzern ihr Masterabschluss in Gesellschafts- und Kommunikationswissenschaften.

Eva Schiele, welche Aufgaben und Themen beschäftigen Sie in Ihrem Beruf als «Fachberaterin Arbeitsintegration»?

Eva Schiele: «Profil – Arbeit & Handicap» integriert Menschen mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen in den ersten Arbeitsmarkt. Wir sind vorwiegend in der Personalvermittlung, aber auch in der Arbeitsplatzerhaltung und in der Ausbildungsbegleitung tätig. Es ist uns ein Anliegen, die Stellung von Menschen mit gesundheitlichen Einschränkungen zu stärken. Personen mit Handicap wollen vermehrt regulär und nicht gesondert in einer Einrichtung arbeiten. Wir setzen uns für eine inklusive Arbeitswelt ein. Ich arbeite eng mit den Menschen zusammen, die ich bei ihrer Jobsuche begleite. Für eine erfolgreiche Vermittlung ist es primär wichtig, die Stellensuchenden mit ihren Kompetenzen, Bedürfnissen und Werten kennenzulernen. Erst danach geht es konkret darum, die Bewerbungsstrategie zu definieren, und wenn wir das Ziel einer Anstellung erreicht haben, unterstütze ich – wenn nötig – auch noch mit Job-Coaching.

Wie erreichen Sie dieses Ziel und welche Fähigkeiten brauchen Sie dafür?

Ganz wichtig ist mir dabei der allparteiliche Ansatz, denn ich vertrete nicht nur die Interessen der Jobsuchenden. Genauso wichtig sind für uns die Arbeitgeber. Wir beraten Vorgesetzte und Teams bei behinderungsbedingt notwendigen Anpassungen am Arbeitsplatz, im Bereich der Betreuung, der Sozialversicherungen oder der Kommunikation. Und dann ist man auch noch mit Auftraggebern (vorwiegend IV-Stellen, RAVs, Kantone), Ärzten, Therapeutinnen und Fachstellen im Austausch. Für mich ist es zentral, immer wieder die verschiedenen Positionen einzunehmen und zu verstehen. Nur dann findet sich am Ende eine gute Lösung, die auch nachhaltig ist. Eigentlich könnte man mich als Brückenbauerin oder Vermittlerin bezeichnen.

Haben Sie sich während des Studiums vorgestellt, einmal eine solche Stelle innezuhaben?

Vor und während meines Studiums wusste ich nicht genau, welchen Weg ich mir vorstelle. Darum habe ich mich auch für ein Generalistenstudium entschieden. Dass es etwas mit Beratung und Coaching sein sollte, hat sich erst nach und nach entwickelt.

Wie sind Sie ins Berufsleben eingestiegen und wie ging es weiter?

Ich habe 2009 in Luzern mit dem Masterstudium angefangen und mir nach einem Jahr erst mal eine Auszeit genommen. Ich wollte herausfinden, wohin

es für mich beruflich geht. Zunächst habe ich für ein halbes Jahr ein Praktikum im HR des Luzerner Kantonsspitals gemacht. Da wurde ich im Anschluss angestellt, als Assistentin des Personalleiters. Nach insgesamt einem Jahr habe ich das Studium wieder aufgenommen – berufsbegleitend. So gelang mir der Berufseinstieg bereits während des Studiums. Danach konnte ich in die Personalentwicklung einsteigen und habe nach und nach gemerkt, dass ich unbedingt mit Menschen arbeiten möchte und der Beratung/Coaching-Bereich etwas für mich ist. Ich war für einige Jahre in verschiedenen Positionen rund ums HR tätig und bin nun seit rund dreieinhalb Jahren bei «Profil – Arbeit & Handicap».

Welche Fähigkeiten oder welches Wissen aus dem Studium hilft Ihnen bei der Arbeit?

Ich denke, das systemische und ganzheitliche Denken sowie das Wechseln der Perspektive habe ich im Studium gelernt oder geübt. Und auch das Wissen über verschiedene Organisationen und Professionen hilft mir bei meiner Arbeit, gerade dann, wenn es darum geht, verschiedene Blickwinkel einzunehmen und zu verstehen. Ich habe eine gute Basis, um zu erklären, warum sich Organisationen und Menschen wie verhalten. Auch wenn es in der Praxis dann wieder anders ist (lacht).

Was würden Sie Studierenden raten, die sich fragen, wie sie den Berufseinstieg meistern sollen?

Wenn man diesen Studiengang wählt, ist man eine vielfältig interessierte Person. Es gilt aus meiner Sicht, die eigenen Interessen herauszufinden und ganz viel in der Praxis auszuprobieren. Ich bin froh, dass ich mich frühzeitig gefragt habe, was ich möchte, und dass ich die beiden Urlaubssemester mit dem Praktikum eingelegt habe und so den Theorie-Praxis-Transfer vollziehen konnte. Ich merke gerade in der aktuellen Krise ein erhöhtes Interesse an meiner Arbeit. Die Frage nach dem Zweck einer Tätigkeit scheint tatsächlich an Bedeutung zu gewinnen. Drei Schlagwörter machen es für mich aus: Neugierde, Mut und Leidenschaft. Mit diesem Studium stehen einem so viele Türen offen, und wenn man neugierig ist, mutig ausprobiert und mit dem Herzen dabei ist, dann findet man den eigenen Weg. Das ist ja auch das Schöne daran!

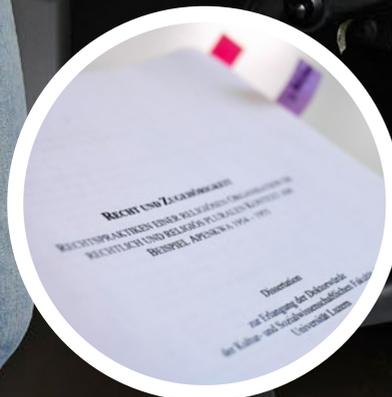
Vera Bender
Sektionsvorsteherin
Kultur- und Sozialwissenschaften der
ALUMNI Organisation der Universität Luzern
und Inhaberin der Kommunikations-
agentur «Text-Architektin»

 **ALUMNI Organisation**
www.unilu.ch/alumni



«Das ist meine Grundausrüstung: Die Büchse und die Stifte sind Erbstücke, die mich täglich begleiten. Der Notizblock bekommt auf jeder Seite eine Laufnummer, damit ich alle Ideen schnell wiederfinde.»

«In der Gemeinde Apenkwa in Ghana habe ich für meine Dissertation geforscht. Der Stadtplan zeigt die Grenze des Kirchenlandes, die in der Studie eine Rolle spielt.»



«Meine Dissertation über die Wechselwirkung von Recht und Religion wurde gerade in eine grossartige Reihe aufgenommen. Darüber freue ich mich unheimlich.»

PERSÖNLICH

Einblick

GEWICHTIGE FORSCHUNG

«Ich arbeite viel mit Büchern, gern auch mit Originalausgaben. Diese stapeln sich dann allenthalben, sowohl im Büro als auch zu Hause.»

Anne Beutter

Oberassistentin und Studienberaterin am Religionswissenschaftlichen Seminar. Im vergangenen Dezember hat sie erfolgreich ihre Doktorarbeit verteidigt. In dieser geht es um Rechtsstrukturen einer religiösen Organisation im rechtlich und religiös pluralen Kontext. Dies wird exemplarisch an einer Gemeinde der Presbyterian Church of the Gold Coast (heute: Ghana) aufgezeigt.

 www.unilu.ch/anne-beutter

«Ich pendle an die Uni. Meine Tasche ist seit 2016 eine sehr treue Begleiterin auf meinem Arbeitsweg von Basel nach Luzern.»



«Im Fach Religionswissenschaft sind wir eine familiäre Community. In der Lehre und als Studienberaterin habe ich einen guten Draht zu den Studierenden und kann sie individuell unterstützen.»



Realisation: Debora Alusi
Bilder: Roberto Conciatori

Ausgetauscht

«ES IST WICHTIG, DEN HUMOR NICHT ZU VERLIEREN»

Interview: Andrea Leardi

Hanna Hubacher, Bachelorstudentin der Soziologie, hat im vergangenen Herbstsemester einen Mobilitätsaufenthalt in Berlin gemacht. Trotz Pandemie ist die 23-jährige Bernerin positiv geblieben, hat die Diskussionskultur geschätzt – und «Luft» heimgebracht.

Was ist die wichtigste Erkenntnis, die Sie mit nach Hause genommen haben?

Hanna Hubacher: Dass es wichtig ist, den Humor nicht zu verlieren! Der Berliner Winter ist nichts für schwache Nerven. Ist man neu in der Stadt und wütet dazu noch eine Pandemie, sodass man das Haus am besten gar nicht verlassen sollte – in solchen Situationen hilft es, ab und zu einfach mal darüber zu lachen und diese Ironie auszuhalten.

Was hat Sie an der Gastgeber-Uni am meisten überrascht?

Obwohl die Humboldt-Universität eine renommierte und riesige Uni ist, laufen gewisse administrative Sachen wie die Anrechnung der Credits noch immer über Papierscheine. Diese Digitalisierungsverweigerung hat mich überrascht.

Welche Lehrveranstaltung hinterliess einen bleibenden Eindruck?

Da alle Lehrveranstaltungen digital stattfanden, fiel bei einigen die Begrenzung der Teilnehmendenzahl weg. Das führte dazu, dass sich in einem Seminar zum Thema «Migrationskontrolle und Gewalt» 120 Leute im «Webex»-Raum («Zoom»-Alternative) tummelten. Was zunächst nach ei-

nem unmöglichen Unterfangen aussah, hat sich schnell in eine der strukturiertesten und rücksichtsvollsten Lehrveranstaltungen verwandelt, die ich je besucht habe. Ein zusätzliches Plus: Es kam nie zu unangenehmen Gesprächspausen.

Was würden Sie am liebsten an die Universität Luzern importieren?

Die Diskussionskultur hat mir in Berlin sehr gut gefallen – ganz allgemein hatte ich den Eindruck, dass eine kritischere Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Themen stattfindet als an der Universität Luzern. Insbesondere in Bezug auf Rassismus und Sexismus schien bei den Dozierenden und Studierenden – auch in der Sprache – ein stärkeres Bewusstsein da zu sein, da sehe ich noch viel Aufholbedarf.

Was schätzen Sie an der Universität Luzern nun mehr denn je?

Die für eine Universität sehr familiäre Atmosphäre und auch die Vernetzung und den Austausch unter Studierenden schätze ich sehr. Es ist schön, wieder ein paar vertraute Gesichter – wenn auch nur digital – zu sehen und sich bald vielleicht sogar wieder mal auf den Gängen zu grüssen.



Ausserdem habe ich das Gefühl, dass der Umgang mit Dozierenden in Luzern persönlicher ausfällt und sie sich oftmals viel Zeit für die Studierenden nehmen, sich für sie interessieren.

Wo haben Sie Ihre erste Freundschaft geschlossen?

Während des digitalen Semesters habe ich in Berlin von meinen Kommilitoninnen und Kommilitonen tatsächlich kaum jemanden kennengelernt – wenn doch, dann eher zufällig ausserhalb der Universität. Digital Freundschaften zu schliessen fällt mir schwer, ich gehöre mehr zur analogen Sorte. Meine erste Freundschaft war dadurch ironischerweise eine andere Austauschstudentin von der Universität Luzern, die ich vorher nur flüchtig kannte. Im Verlauf des Semesters hat sich eine tolle Freundschaft zwischen uns entwickelt, die wir nun sogar hier weiterführen können.

Welches war das grösste kulturelle Missverständnis?

Die Helvetismen haben mir zu schaffen gemacht. Ich hatte immer das Gefühl, die deutsche Sprache zu beherrschen – wenn man in Deutschland dann vom «Nüsslisalat» oder der «Peperoni» spricht, wird man plötzlich nicht verstanden oder erlebt eine pikante Überraschung!

Was haben Ihre Eltern durch Ihr Auslandssemester gelernt?

Dass ich ein verstecktes Häkeltalent besitze – und viel Übungszeit hatte. Ich habe in Berlin damit angefangen und zu Weihnachten dann allen etwas Selbstgehäkeltes geschenkt, ob es ihnen gefiel oder nicht.

Welches war Ihr prägendstes Erlebnis abseits des Uni-Alltags?

Die Obdachlosigkeit in Berlin hat mich erschüttert. Während wegen Corona alle zu Hause bleiben sollen, haben in Berlin zirka 2000 Menschen gar keines. Selbst bei zweistelligen Minustemperaturen hat man noch Leute draussen gesehen, auch wenn es zum Glück Einrichtungen wie die Kältehilfe gibt.

Was ist ein wirklich originelles Mitbringsel?

Berliner Luft! Das ist ein beliebter Pfefferminzlikör. Leider wusste ich da noch nicht, dass es den auch hier im Coop gibt.

▲ Winterlicher Ausflug: Hanna Hubacher am Grossen Müggelsee im Südosten Berlins.

Andrea Leardi
Outgoing Mobility
Coordinator



FEUERWERK IM KOPF

Welches Studium ist das passende? Darüber schreibt Campus-Bloggerin Noemi Wolf. Die 21-Jährige aus Bellach (SO) studiert Gesellschafts- und Kommunikationswissenschaften und hat damit einen Treffer gelandet – erkenntniserweiternde Explosionen inklusive.

Als ich mit 18 Jahren die Matura abgeschlossen, fühlte ich mich, als wäre ich die vergangenen Jahre meines Lebens in einem Fluss geschwommen. Ich kam an neuen Inseln vorbei und wurde stets mehr oder weniger sanft in dieselbe Richtung getrieben. Und plötzlich, ganz abrupt, spuckte mich dieser Fluss in ein Meer hinaus, in dem ich keine Ahnung hatte, wo wieder einmal Land in Sicht sein würde. Ich stamme aus einer Familie, in der noch nie jemand studiert hat – jedenfalls nicht, soweit man sich erinnert. Was also auf mich zukommen sollte, wie ich mich entscheiden sollte, konnte ich mir in keiner Weise realistisch ausmalen.

Also legte ich ein Zwischenjahr ein, um mich in meinem Treiben für ein Ziel zu entschliessen. Dabei wurde ich, was meine Zukunft betrifft, mehrmals von riesigen Wellen erdrückt. Als kleinen Rettungsring nahm ich eine sauteure Studienberatung in Anspruch, die mir aber, wie ich fairerweise zugeben muss, zu helfen vermochte. Es wurden mir sechs Ideen vorgeschlagen, mit einem Studium an einer Fachhochschule als erster Wahl. Dazu hätte ich allerdings noch ein Jahr lang ein Praktikum absolvieren müssen, um mich anmelden zu können. Am wenigsten passend und damals in meinen Augen eher als Notlösung für den Fall, dass ich kein Praktikum finden würde, war das Studium in Luzern gedacht. Für die Landung auf der Insel «Uni Luzern» habe ich mich schliesslich in einer ziemlich kurzfristigen Aktion eingeschrieben.

Darauf einlassen und dazulernen

Eher skeptisch und meiner Freiheit, irgendwohin im Meer zu treiben, beraubt, begann ich Gesellschafts- und Kommunikationswissenschaften zu studieren. Ich hatte keine Ahnung, was das war, obwohl meine Kollegin dies schon ein Jahr lang studierte und ich mir dort einige Informationen geholt hatte. Auch sonst hatte ich mich ein wenig informiert, aber richtig vorbereitet war ich nicht. Wobei ich heute aber sagen kann, dass man dafür auch nie perfekt vorbereitet sein kann und sich einfach darauf einlassen und dazulernen muss.

Wo bleibt das versprochene Feuerwerk? Die erste Explosion ergab sich, als ich – um ehrlich zu sein, erst nach etwa einem halben Jahr – merkte, dass

« WENN MAN SICH FÜR EIN STUDIUM ENTSCHIEDET, IST ES VERMUTLICH RICHTIG, EINFACH MAL LOSZUSCHWIMMEN.»

Noemi Wolf

meine Studienwahl absolut richtig war. Es gab viele kleine Teilexplosionen, als das Studium mir plötzlich Antworten auf Fragen brachte, die ich mir schon als Kind gestellt hatte. Zum Beispiel hatte ich mich immer wie die grösste Denkerin gefühlt, wenn ich Velo fuhr. Da stellte ich mir Fragen wie: Warum nennt man einen Stuhl eigentlich Stuhl? Warum lernen so viele Leute Englisch und nicht Indisch? Was ist eigentlich das Tolle an Konzerten? Bin ich auch eine Frau bzw. damals noch Mädchen, wenn ich lieber Papa beim Basteln helfe, als Zöpfe zu flechten und Fingernägel anzumalen?

Das Zauberwort: Soziologie

Ich könnte unzählige solche Fragen auflisten, welche mir das Studium nun jeden Tag aufs Neue beantwortet. Die grösste Explosion für mich war allerdings die Erkenntnis, dass man diese Fragen alle studieren kann, somit Antworten findet und es sogar eine Bezeichnung für die Beschäftigung mit dieser Art von Fragen gibt: Soziologie. Als ich also zu studieren begann, musste ich zunächst etwa ein Semester lang herausfinden, was es überhaupt ist, was ich studiere.

Und eine weitere nennenswerte Explosion stellte der Umstand dar, dass eine völlig fremde Frau mir dieses Studium vorgeschlagen hatte. Wie konnte sie mir besser aufzeigen, was ich will, als ich selbst? Wenn man sich also für ein Studium entscheidet, ist es vermutlich richtig, einfach mal loszuschwimmen. Wenn man kein Land findet, findet man irgendwo einen Rettungsring!



Noemi Wolf
Bachelorstudentin
der Gesellschafts-
und Kommunikations-
wissenschaften

 **Weitere Beiträge**
[www.zentralplus.ch/
blog/campus-blog](http://www.zentralplus.ch/blog/campus-blog)

«UNSER WEG HAT SICH BEWÄHRT»

Interview: Daniel Jörg

Nun ist das dritte Semester zu Ende gegangen, das massgebend von Corona bestimmt war – eine Herausforderung für Studierende, Dozierende und die Administration. Wie wurde diese Zeit bewältigt und wie geht es weiter?

Bereits seit Anfang März 2020 gibt es zur optimalen Koordination der Corona-Massnahmen an der Universität Luzern die Taskforce «Arbeitsgruppe Corona» (AG Corona). Dieser Führungsstab hat inzwischen über 70-mal getagt. Als zwei von zwölf Mitgliedern dabei: Martina Caroni, Prorektorin Lehre und Internationale Beziehungen, und Yael Häller, bis Ende Mai Vorstandsmitglied der Studierendenorganisation SOL und unmittelbar vor dem Abschluss stehende Studentin der Rechtswissenschaft.

Welcher Corona-Moment an der Uni ist Ihnen beiden am stärksten in Erinnerung geblieben?

Yael Häller: Als ich, um ein Buch in der Bibliothek abzuholen, das Uni-Gebäude betrat und dieses völlig leer und still vorfand – das war ein komisches Gefühl. Es machte mich traurig, die ansonsten so belebte Uni derart ausgestorben vorzufinden.

Martina Caroni: Gerade zu Beginn, im März 2020, wussten wir zwar noch nicht genau, was auf uns zukommen würde. Man fand sich aber schnell in vielen kleinen Teams zusammen, und es war allen klar, dass wir jetzt gemeinsam anpacken müssen. Dass dies so selbstverständlich und mit so grossem Engagement funktionierte, hat mich beeindruckt.

Yael Häller, wie haben Sie als Vertreterin der Studierenden die Arbeit in der AG Corona erlebt?

Anfangs musste ich meinen Platz in der Taskforce etwas erkämpfen, die Zusammenarbeit hat dann aber gut funktioniert. Den Studierenden konnte ich so viele Entscheide

der Uni-Leitung besser verständlich machen. Die Zusammensetzung der AG war aber wenig studentisch geprägt. Auch die Diskussionsinhalte empfand ich, in Bezug auf Konsequenzen für die Studierenden und für die Ausbildung, deshalb oft als zu einseitig. Dennoch hatte ich das Gefühl, gehört zu werden und dass meine Stimme Gewicht hat, gerade bei Themen wie Prüfungen oder dem Zugang zur Bibliothek. Besonders die Arbeit mit Martina Caroni habe ich geschätzt. Man merkt, dass ihr die Studierenden am Herzen liegen.

Mit welchen Problemen sind Studierende an die SOL herangeraten?

Diese waren vielfältig und reichten von psychischen Problemen, die oft mit der Unsicherheit der Gesamtsituation zusammenhängen, über solche im Zusammenhang mit dem Arbeitsumfeld im beengten Zuhause bis hin zu finanziellen Problemen. Viele Studierende arbeiten in der Gastronomie, und ein Grossteil dieser Jobs fiel weg. Die Uni hat versucht, hier mit der ins Leben gerufenen Überbrückungshilfe einen Ausgleich zu schaffen, was auch enorm geschätzt wurde. Dennoch bleibt die Situation für viele ungewiss. Gerade die Online-Prüfungen haben vielen Neustudierenden Sorge bereitet.

Martina Caroni, wo sahen Sie die grösste Herausforderung aus Sicht der Universität?

Eine der von Beginn an grössten Herausforderungen war, dafür zu sorgen, dass die Universität offen bleibt, auch wenn das Gebäude geschlossen ist. Lehre, Forschung, Stu-

Augenschein Mitte Juni vor dem Uni/PH-Gebäude: Mit der Teilöffnung für die Studierenden ist wieder ein wenig mehr Leben eingekehrt.



Martina Caroni
Prorektorin Lehre
und Internationale
Beziehungen

 [www.unilu.ch/
martina-caroni](http://www.unilu.ch/martina-caroni)



Yael Häller
Vertreterin der
Studierenden

dium und Administration sollten weiterlaufen. Diese Aufgabe sowohl organisatorisch als auch kommunikativ zu meistern, war vielleicht die grösste Herausforderung. Zudem wusste man nie, wie sich die Situation entwickeln würde. Bundesrat Berset hat das schön zusammengefasst: «Wenn wir etwas gelernt haben in der Pandemie, dann ist es, dass man immer auf Überraschungen gefasst sein muss.» In dieser Situation Planungssicherheit zu geben, die Kommunikation positiv zu gestalten, niemanden vor den Kopf zu stossen, dafür zu sorgen, dass alles weitergeht und die Studierenden kein Semester verlieren, ist eine ziemlich komplexe Angelegenheit.

Trotzdem kam es ja nie zu einem Unterbruch des Semesters.

Caroni: Dass wir das als Uni geschafft haben: Darauf bin ich – ich gebe es offen zu – etwas stolz.

Häller: Zwar gab es manchmal auch Unsicherheiten oder es lief etwas nicht so, wie man es sich wünschte. Als Studierende fühlte man sich dennoch abgeholt. Man wusste relativ schnell, wie es weitergeht und wie die Planung aussieht.

Caroni: Rektor Bruno Staffelbach prägte schon früh einen Leitspruch, den wir immer wieder vor Augen hatten: «Günstige Voraussetzungen schaffen». Wir wollten und wollen weiterhin allen Beteiligten eine gewisse Planungssicherheit geben. Dass man zum Beispiel weiss, wann die Prüfungen stattfinden oder dass man am angekündigten

Modus festhält und nicht über Nacht alles auf den Kopf stellt. Freilich, dass wir an solchen Entscheidungen festhielten, sorgte mitunter auch für harsche und offene Kritik.

Wie wurde die Umstellung in den digitalen Modus bewältigt?

Caroni: Als uns klar wurde, dass wir auf den digitalen Modus würden umstellen müssen, haben alle, egal ob sie das gut fanden oder nicht, an einem Strick gezogen. Quasi übers Wochenende – die letzten analogen Veranstaltungen fanden am Freitagnachmittag statt, ab Montag früh lief alles digital – wurde «Zoom» hochgefahren und die Studierenden und die Mitarbeitenden wurden geschult, sodass wir ohne Ausfälle von Lehrveranstaltungen auf digitalen Betrieb umstellen konnten. Das ist einer der Punkte, bei denen ich sagen muss, dass alle Beteiligten hervorragende Arbeit geleistet haben.

Häller: Dem kann ich mich nur anschliessen. Die Uni Luzern hat das gut gelöst. Es funktionierte ziemlich schnell, und man hat sich mittlerweile daran gewöhnt. Auch wenn die digitalen Vorlesungen keineswegs dasselbe sind, konnte ich das vermittelte Wissen trotzdem mitnehmen. Schwieriger dürfte sich die Situation allerdings für die Erstsemestrigen und Bachelor-Studierenden präsentiert haben.

Worauf freuen Sie sich im nächsten Semester?

Caroni: Sofern die epidemiologische Entwicklung weiter so positiv aussieht, können wir uns auf eine ge-

«ICH WÜNSCHE MIR WIEDER MEHR NORMALITÄT.»

Yael Häller

wisse Normalität einstellen, wohl noch mit gewissen Einschränkungen, aber mit Präsenzveranstaltungen im Uni-Gebäude. Dann ist endlich auch wieder der persönliche Austausch mit den Studierenden möglich.

Häller: Für die Studierenden wünsche ich mir das Gleiche: mit mehr Normalität in den Alltag, in den bewährten Modus zurückkehren zu können.

Welche Note würden Sie der Universität für die bisherige Bewältigung der Situation geben?

Caroni: Ich möchte das jetzt nicht mit einer Note beziffern, aber Stand heute [Mitte Juni; Anm. d. Red.] bin ich eigentlich sehr zufrieden. Wir sind teilweise einen im Vergleich zu anderen Universitäten eigenen oder eigenwilligeren Weg gegangen und nicht einfach mit dem Mainstream mitgelaufen. Aber dies hat sich meines Erachtens für alle Angehörigen der Universität bewährt. Wir sind eben doch die «persönliche Uni», auch in dieser Situation.

Häller: Ich denke ebenfalls, die überschaubare Grösse kommt der Uni Luzern auch hier zugute. Alles ist etwas kleiner und persönlicher. Man hat versucht, das Beste aus der Situation zu machen, und ich glaube, das ist gut gelungen.

Yael Häller, Sie haben das Zepter in der AG nun an SOL-Vorstandsmitglied Noel Baumann weitergeben und beginnen nach Ihrem Studienabschluss im Herbst ein Praktikum bei der Staatsanwaltschaft in Luzern. Gibt es noch etwas, das Sie anfügen möchten?

Vonseiten der Studierenden möchte ich einen grossen Dank an alle aussprechen, die Energie, Nerven und Herzblut investiert haben, damit der Universitätsbetrieb trotz der Situation gewährleistet werden konnte. Das haben wir geschätzt.

 **Die jeweils aktuellsten Informationen zur Situation und den geltenden Regelungen:**
www.unilu.ch/safecorona

MEHR DIVERSITÄT

Chancengleichheit und Gleichstellung sowie der Schutz vor Diskriminierung und sexueller Belästigung sind zentrale Anliegen der Universität Luzern. Studierende und Mitarbeitende sollen ein barriere-, belästigungs- und diskriminierungsfreies Arbeitsumfeld vorfinden, in dem sie unabhängig von Geschlecht, Nationalität, Herkunft, Religion oder Weltanschauung, sexueller Orientierung, Alter, Behinderung oder Fürsorgepflichten anerkannt und wertgeschätzt werden.

Erste Massnahmen eingeleitet

Die Universität hat auf dem Gebiet denn auch schon einiges erreicht – mit der Einschreibung ins Leitbild, der Tätigkeit und den Angeboten der Fachstelle für Chancengleichheit, der Begleitung durch Chancengleichheitsdelegierte bei Berufungsverfahren und der Gewährung eines Nachteilsausgleichs für Studierende mit Behinderungen oder chronischen Krankheiten. So oder so bleibt noch einiges zu tun. Darum wurde eine Diversity-Strategie erarbeitet und diese im Sommer 2020 verabschiedet. Darauf aufbauend hat die Universitätsleitung im Januar erste Umsetzungsmassnahmen und Empfehlungen beschlossen und eingeleitet. Weitere Massnahmen sind in Prüfung.

Die Massnahmen reichen von einer besseren institutionellen Verankerung des Themas über Sensibilisierungsmassnahmen und Beratung bis zu konkreten Produkten. So soll etwa ein Ratgeber zum Thema Elternschaft und Schwangerschaft für Studium und Beruf erstellt werden. Weiter sind Informations- und Sensibilisierungsangebote zum Thema «sexuelle Belästigung» geplant. In die Leistungsvereinbarungen zwischen Universität und Fakultäten sind Planungsaufgaben zu Gleichstellungsthemen aufgenommen worden. Ferner sollen, um nur einige Beispiele zu nennen, Optionen zur Förderung von Geflüchteten geprüft werden.

 www.unilu.ch/diversity



ALUMNA IM MITTELPUNKT

Seit Mitte Juni ist der Jahresbericht 2020 der Universität erhältlich. In der inhaltlich und vom Design her aufgefrischten Publikation stehen Absolventinnen Absolventen im Zentrum. Deren Zahl wächst: Allein im vergangenen Jahr gab es total 613 frischgebackene Alumnae und Alumni; dazu kommen 448 Zertifikate in der Weiterbildung. Einige der Abgängerinnen und Abgänger werden im Bericht und online beispielhaft vorgestellt, unter anderem Livia Vogel, die den Master Gesellschafts- und Kommunikationswissenschaften abgeschlossen hat und mittlerweile bei Roche arbeitet. An ihr und den anderen Vorgestellten zeigt sich

exemplarisch: Die in einem persönlichen Rahmen erfolgte, auf die Aneignung eines breiten Wissens und ausgereifter methodischer Kompetenzen angelegte Förderung der Studierenden trägt Früchte. Die Abgängerinnen und Abgänger haben ihre Talente entfaltet und setzen ihr während des Studiums erworbenes akademisches Rüstzeug in vielfältigen Tätigkeitsfeldern und in verantwortungsvollen Positionen ein.

 www.unilu.ch/jahresbericht



«ICH KONNTE EINE SCHWÄCHE IN EINE STÄRKE UMWANDELN»

Flurina Bezzola studiert Kulturwissenschaften. Die 33-Jährige aus Pontresina (GR) meistert ihr Studium mit Legasthenie und ADHS.

Interview: Loredana Bevilacqua

Weshalb haben Sie sich für die Universität Luzern und Ihre Studienrichtung entschieden?

Ich habe mich für ganz verschiedene Gebiete – zum Beispiel Geschichte, Soziologie, Philosophie – interessiert, deshalb bin ich hingengeblieben, als ich online auf die interdisziplinären Studiengänge diverser Unis gestossen bin. Für Luzern hat schliesslich die Mischung der Studienfächer gesprochen, die ich mit Kulturwissenschaften vereinen konnte.

Hatten Sie irgendwelche Ängste vor dem Studienbeginn?

Ängste würde ich nicht sagen, aber Respekt – gerade auch im Wissen um meine Schwächen. Dass ich aufgrund der Legasthenie viele Kommilitonen und Kommilitoninnen würde bitten müssen, meine Arbeiten zu korrigieren, war mir klar. Genauso, wie ich hoffte, dass die Rechtschreibung bei den Prüfungen nicht allzu stark ins Gewicht fällt. Ich habe mich an-

dererseits aber sehr auf das Studium gefreut. Ich wollte das unbedingt, und habe dafür viel investiert und den ganzen zweiten Bildungsweg durchlaufen, was nicht immer einfach war. Das hat mir aber auch viel Selbstvertrauen gegeben.

Was wollen Sie nach dem Studium machen?

Ich könnte mir vorstellen, in Richtung Journalismus zu gehen – Radio oder Video,

wohlgemerkt. Auch eine Tätigkeit beim Bund, zum Beispiel beim Amt für Migration, oder – mit meinem Studium – eine als Museums-kuratorin wären auf meiner Wunschliste. Ich hoffe auf ein Praktikum nach dem Bachelor, und darauf, dass ich aus den Erfahrungen meiner freiwilligen Arbeit bei einer NGO und meiner politischen Aktivität schöpfen kann.

Was sind für Sie die grössten Hürden im Studium, gerade mit Legasthenie (Lese-Recht-schreib-Störung) und und ADHS (Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsstörung)?

Einerseits die Vorträge, weil ich jemand bin, der sich – vielleicht auch wegen meiner ADHS-Erkrankung – schlecht konzentriert und auf den letzten Drücker arbeitet. Dann Leute zu finden, die abends noch Zeit haben, sich meine Präsentationen oder Handouts anzuschauen und zu korrigieren, ist dementsprechend nicht leicht. Oft habe ich meine Eltern gefragt oder es einfach so abgegeben. Ich wurde dann schon von Dozierenden auf die Fehler aufmerksam gemacht und musste Unterlagen zum Teil neu schreiben. Die andere grosse Hürde sind die Textmengen, die bei vielen Seminare verlangt werden. Mein Lesetempo stellt mich da schon vor grosse Herausforderungen, da ich als Legasthenikerin wirklich Wort für Wort langsam lesen muss. Teilweise habe ich solche Veranstaltungen, obwohl ich sie eigentlich interessant fand, wieder abgewählt.

Neben der Textmenge ist es schlicht und einfach das Schreiben, welches ein fester Bestandteil des Studiums ist und eine Person mit Legasthenie natürlich vor grosse Probleme stellt. Gerade auch bei Prüfungen, wo es keine Möglichkeit gibt, den Text korrigieren zu lassen – oft sind diese dann voller Fehler, was sich nicht gerade positiv auswirkt.

Was war die positivste/negativste Erfahrung Ihres bisherigen Studiums?

Mehrmals negative Erfahrungen habe ich mit den Seminararbeiten gemacht. Das geht vielleicht eher in Richtung Hürden. Ich hatte beim Schreiben riesige Probleme mit der Konzentration, war schnell abgelenkt und kam oft lange nicht vorwärts. Sehr positiv war für mich, dass ich eine Schwäche in Stärke umwandeln konnte: Normalerweise muss ich als ADHS-Person sehr darauf achten, dass ich nicht ständig und zu viel rede. An der Universität scheinen sich die Dozierenden aber meis-

tens über meine Beiträge zu freuen, besonders, wenn die anderen Seminarteilnehmenden gerade nicht sehr aktiv sind.

Wie reagieren Mitstudierende oder Dozierende auf Ihre Beeinträchtigung?

Ich gehe nicht von mir aus auf die Dozierenden zu, um ihnen mitzuteilen, dass ich diese Beeinträchtigung habe. Nur wenn ich negative Rückmeldungen bekomme, eben zum Beispiel auf Handouts, erkläre ich, dass ich Legasthenikerin bin. Geholfen hat das, glaube ich, nicht viel, da das Schreiben bzw. das Schreibenkönnen zum Studienalltag gehört und sie auf mich nicht viel Rücksicht nehmen können. Gegenüber den Mitstudierenden bin ich offener, bei Gruppenarbeiten etwa erwähne ich das von Anfang an. Die Personen in der Gruppe wissen somit, dass sie bei meinen Folien nochmals besonders sorgfältig gegenlesen müssen.

Wo erleichtert die Uni Ihren Studi-Alltag?

Die Tatsache – das ist aber an anderen Unis auch so –, dass die Dozierenden wechseln und es ein grosses Angebot gibt. Ich hinterlasse mit einem schlechten Handout beispielsweise nicht den besten Eindruck, schleppe das aber nicht mit mir herum, weil ich vermutlich kein anderes Seminar mehr bei dieser Person belegen werde.

Nehmen Sie einen Nachteilsausgleich in Anspruch?

Bisher nicht, aber für die bevorstehende Abschlussprüfung werde ich einen beantragen. Ich werde zusätzlich Zeit brauchen, um den Text durchzugehen.

Wo kann sich die Universität Luzern bezüglich Barrierefreiheit noch verbessern? Und wo wüssten Sie sich mehr Unterstützung?

Ganz allgemein fände ich es schön, wenn nach dem ersten Jahr mehr Vorlesungen angeboten würden – Seminare stellen mich vor grosse Herausforderungen, deshalb wäre ich um mehr Abwechslung froh. Auch Hilfestellungen wie Schreibwerkstätten sind sehr wertvoll. Leider gab es diese noch nicht regelmässig, als ich mit dem Studium begonnen habe. Für Personen mit Legasthenie wäre aus meiner Sicht ein Schreibkurs wünschenswert, der Studis, einfach gesagt, näherbringt, wie sie gut und mit weniger Fehlern schreiben. Auch von

Ehemaligen, die mit dieser Beeinträchtigung studiert haben, ein Coaching oder Mentoring zu bekommen, wäre super.

Was würden Sie anderen Studierenden mit einer Beeinträchtigung oder einer chronischen Krankheit mit auf den Weg geben? Was würden Sie anders machen?

Anders machen würde ich einige Dinge – zum Beispiel würde ich am Anfang des Studiums weniger Seminare belegen, da es mit dem Ressourcenmanagement aufgrund der vielen Texte schon heftig werden kann. Ich würde mich vielleicht eher bei Dozierenden «outen», mich auch früher an Mitstudierende wenden und sie bitten, Arbeiten oder Vortragsinhalte zu korrigieren. Das würde ich anderen mit auf den Weg geben. Noch schöner wäre es, wenn es Studierende gäbe, die etwa gegen Social Credits Korrekturen anbieten, denn oft geniert man sich doch ein wenig, Kolleginnen und Kollegen immer wieder um Hilfe zu bitten.

Das Interview wurde im Studienjahr 2018/2019 im Rahmen der Aktion «All inclusive!? Studieren ohne Barrieren» geführt und gibt diesen Stand wieder. Dieses und vier weitere Interviews finden sich in der bald publizierten Broschüre «All inclusive!? Studieren mit einer Beeinträchtigung». Flurina Bezzola hat ihr Bachelorstudium inzwischen erfolgreich abgeschlossen und ihr Diplom im Frühling 2020 erhalten. Nach einem Praktikum in der Ausbildungsabteilung eines Pflegezentrums hat sie in diesem Mai mit grosser Vorfreude eine neue Stelle als Jugendarbeiterin angetreten.

Loredana Bevilacqua

Forschungsmitarbeiterin
Fachstelle für Chancengleichheit
(bis Ende Juni)

RELIGIONS- PREIS



Selma Zoronjic (l.) und Maja Arnold gewinnen den Luzerner Religionspreis 2021. Die Absolventinnen der Luzerner Kantonsschule Alpenquai werden für ihre Maturaarbeiten über religiöse Vielfalt ausgezeichnet. Der Preis, der mit 500 Franken dotiert ist, wird seit 2006 jedes Jahr von der Theologischen Fakultät vergeben.

 www.unilu.ch/religionspreis

LAW CLINIC

An der Rechtswissenschaftlichen Fakultät wurde im Frühjahrssemester erstmals eine sogenannte «Law Clinic» im Wirtschaftsrecht durchgeführt: Studierende erarbeiteten Rechtsgutachten für einen realen Fall eines Auftraggebers – diesmal ging es um Fragen im Zusammenhang mit einem neuen Medizinprodukt.

 www.unilu.ch/law-clinic

KURZ NOTIERT

Weiterbildung: neue Broschüre

Seit dem letzten Jahr wächst das Weiterbildungsangebot der Universität unter dem gemeinsamen Dach der Weiterbildungsakademie zusammen. In diesem Rahmen werden nun erstmals alle Angebote der Fakultäten und des Departements in einer gedruckten Broschüre präsentiert.

www.unilu.ch/weiterbildung

Auszeichnung an Moot Court

Erneuter Erfolg für Luzerner Jus-Studierende: Das Team der Universität Luzern hat im Frühling eine «Honorable Mention» für seine Klageschrift bei dem renommierten internationalen Wettbewerb um einen fiktiven Schiedsfall im internationalen Handelsrecht erzielt.

Wahl in den Universitätsrat

Der Luzerner Regierungsrat hat Professorin Christa Schnabl (Wien) als neues Mitglied des Universitätsrats gewählt. Die Wahl in das strategische Führungs- und Aufsichtsorgan der Universität erfolgte für den Rest der Amtszeit bis 2024.

Neue Weiterbildungen

Das Institut für Marketing und Analytics bietet neu fünf CAS-Zertifikatslehrgänge an. Und zwar in Ecosystem Management, Innovation Management, Innovation Implementation, Growth & Transformation und in Business & Marketing Analytics.

www.unilu.ch/weiterbildung/wf

Summer University mit Ai Weiwei

Mitte Juni hat an der Universität die dritte «Lucerne Summer University: Ethics in a Global Context» stattgefunden. Für die Eröffnung der international ausgerichteten Intensivlehrveranstaltung konnte der chinesische Menschenrechtsaktivist und Künstler Ai Weiwei gewonnen werden.

www.unilu.ch/summer-university-de

Winteruniversiade sucht Freiwillige

Vom 11. bis 21. Dezember findet in der Zentralschweiz und Graubünden die Winteruniversiade statt. Für den Grossanlass, bei dem die Universität einer der akademischen Partner und federführend für die hier stattfindende Konferenz ist, werden rund 3800 Helferinnen und Helfer gesucht.

www.winteruniversiade2021.ch/volunteers

Nationale Ethikkommission

Peter G. Kirchschräger ist vom Bundesrat in die Eidgenössische Ethikkommission für die Biotechnologie im Ausserhumanbereich gewählt worden. Der Professor für Theologische Ethik und Leiter des Instituts für Sozialethik ist unter anderem federführend bei der «Lucerne Summer University» (siehe oben).

BERUFUNGEN



Diana Pacheco Barzallo

Assistenzprofessorin für Rehabilitation und Gesundes Altern (seit Januar)

Co-Verantwortliche Aufbau Fachbereich Rehabilitation; zur Hälfte drittmittelfinanzierte Brückenprofessur mit Schweizer Paralegiker-Forschung



Mira Burri

Ausserordentliche Professorin für internationales Wirtschafts- und Internetrecht (ab September)

Leiterin des Forschungsprojekts «Trade Law 4.0», das mit 1,6 Mio. Euro vom Europäischen Forschungsrats gefördert wird (siehe auch übernächste Seite).



Carla Sabariego

Assistenzprofessorin für Rehabilitation und Gesundes Altern (seit Januar)

Co-Verantwortliche Aufbau Fachbereich Rehabilitation; zur Hälfte drittmittelfinanzierte Brückenprofessur mit Schweizer Paralegiker-Forschung



Britta-Marie Schenk

Assistenzprofessorin für Geschichte mit Schwerpunkt Neueste Zeit (seit Mai)

Sie forscht und lehrt zur Geschichte sozialer Ungleichheit mit einem Schwerpunkt auf Randgruppen vom 19. bis ins 21. Jahrhundert.



Christian Höger

Professor für Religionspädagogik und Katechetik (ab September)
Fokus auf Schöpfungsdidaktik, Kinder- und Jugendtheologie sowie Methodologie und Methoden empirischen Forschens in der Religionspädagogik



Balthasar Hug

Ausserordentlicher Professor für Community Medizin (seit Februar)
Brückenprofessur zwischen der Universität und dem Luzerner Kantonsspital; Balthasar Hug ist Chefarzt Innere Medizin am LUKS in Luzern



Boris Previšić

Titularprofessor für Kulturwissenschaften (ab August)
Seit 2015 SNF-Förderprofessor für Literatur- und Kulturwissenschaften; Direktor «Urner Institut Kulturen der Alpen an der Universität Luzern»

MANAGERIN



Der Universitätsrat hat Doris Schmidli, Verwaltungsdirektorin ad interim, zur Universitätsmanagerin ernannt. Sie ist in der neu geschaffenen Stelle seit dem 1. Mai tätig. Damit ist die im vergangenen Jahr gestartete Optimierung der Leitungsorganisation fertig. In diesem Rahmen war auch ein neues, viertes Prorektorat «Personal und Professuren» unter Professorin Regina E. Aebi-Müller geschaffen worden.

GRÜNDUNG ZENTRUM

Am Departement Gesundheitswissenschaften und Medizin ist im Frühjahr das neue Zentrum für Hausarztmedizin und Community Care gegründet. Dieses geht aus dem vormaligen, nun in die Universität integrierten Institut für Hausarztmedizin & Community Care Luzern hervor.

 www.unilu.ch/hausarztmedizin

DIGITALISIERUNG: NEUES PROJEKT

Die Universität Luzern entwickelt als Partnerin zweier tertiärer Bildungsinstitutionen Angebote zur Förderung digitaler Kompetenzen. Das Projekt ist drittmittelfinanziert.

Die Bedeutung und Notwendigkeit der Verbesserung digitaler Fähigkeiten wurde zu Beginn der Corona-Pandemie deutlich, als Studierende, Dozierende und Mitarbeitende oft ohne das nötige Wissen und die nötigen Fähigkeiten auf den digitalen Modus umstellen mussten. Davon unabhängig, wird der Trend der Digitalisierung der Lehre auch in den kommenden Jahren anhalten. In einem Kooperationsprojekt entwickeln die Università della Svizzera italiana (USI), die Scuola universitaria professionale della Svizzera italiana (SUPSI) und die Universität Luzern über vier Jahre hinweg eine Reihe gemeinsamer Trainings- und Coaching-Angebote, welche die digitalen Kompetenzen von Hochschulangehörigen stärken sollen.

Förderung mit total 884 000 Franken

Das Projekt trägt den Titel «Universities as Learning Communities. The Path to Digital Transformation». Geleitet wird es von der USI und finanziert von swissuniversities, der Rektorenkonferenz der schweizerischen Hochschulen, im Rahmen des Programms «P-8: Stärkung von Digital Skills in der Lehre». Die Gesamtfördersumme beträgt 884 000 Franken, davon kommen 349 000 Franken an der Universität Luzern zum Einsatz. Hier obliegt die Leitung Alexander Trechsel, Prorektor Forschung: «Für die Universität Luzern ist das P-8-Programm eine grosse Chance, die *Digital Skills* in der Lehre weiterzuentwickeln.» Im Projekt sei die Universität primär zuständig für Angebote, welche die Lehre und Forschung auf den oberen Stufen – Master, Doktorat und Postdoktorat – fördern. Mit dem Lucerne Master in Computational Social Sciences (LUMACSS), so Trechsel weiter, verfüge man bereits über ein Masterprogramm, das stark von den *Digital Skills* geprägt ist und bereits vom P-8-Programm profitieren konnte. «Und auf Doktoranden- und Postdoktorandenstufe können die Digitalisierungsangebote der Graduate Academy bedient werden.» Ziel ist es, die Nachhaltigkeit der Angebote auch nach dem Ablauf der Projektdauer durch den Einbezug in die reguläre Bildungspraxis an den jeweiligen Institutionen sicherzustellen.



AUSZEICHNUNG FÜR MIRA BURRI

Mira Burri, ausserordentliche Professorin an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät (siehe auch vorletzte Seite), hat Anfang Juni den Anerkennungspreis des Luzerner Regierungsrats erhalten. Dies als Würdigung für ihre Forschung im Bereich des digitalen Wandels und des internationalen Handelsrechts. Wie es in der Medienmitteilung des Kantons heisst, trägt Mira Burri «[m]it ihrem Engagement [...] zum guten Ruf und zur akademischen Exzellenz der Universität Luzern bei, zur internationalen Vernetzung des Wissenschaftsstandorts Luzern und damit zum kantonalen Gemeinwohl in einem umfassenden Sinne». Die feierliche Übergabe des Preises findet am 13. September statt.

 **Einblick in Mira Burris Forschung:**
www.unilu.ch/jahresbericht

AGENDA

9. September

Vorsorgerecht

Weiterbildung im Bereich Sozialversicherungsrecht (kostenpflichtig)

26. Oktober

Masterinfoabend

Anlässe aller Fakultäten und des Departements

www.unilu.ch/masterinfo

3. November

Zwingli-Film

«Forum Ökumene»-Anlass über den Zwingli-Film von Stefan Haupt

4./5. November

Konferenz Sinergia-Projekt

Internationaler Workshop zum Forschungsprojekt «In the Shadow of the Tree»

19. November

Bachelor-Infotag

Anlässe aller Fakultäten und des Departements

www.unilu.ch/infotag

24. November

«Kraft der Stille»

«Forum Ökumene»-Anlass mit Noa Zenger, Bad Schönbrunn

Stand zum Zeitpunkt des Redaktionsschlusses Mitte Juni. Alle Anlässe sind öffentlich, teilweise Anmeldung notwendig. Eintritt frei, wenn nicht anders angegeben. Alle Angaben haben vorläufigen Charakter. Bitte informieren Sie sich zeitnah, ob die jeweiligen Veranstaltungen stattfinden und ob vor Ort oder online.

www.unilu.ch/agenda



Meine Uni

WELTVERÄNDERNDE SICHT

Kann ein Studium dazu führen, die Welt mit anderen Augen zu sehen? Und wie reagiert das persönliche Umfeld, wenn die Ausbildung an der Uni Spuren hinterlässt? Fragen, die an einer digitalen Teerunde diskutiert wurden.

Seit nunmehr drei Semestern gehört das Philosophiestudium an der Universität Luzern fest zu meinem Leben dazu. Ob sich dadurch meine Sicht auf die Welt verändert hat? Darauf kann ich inzwischen mit einem klaren Ja antworten. Und ich stehe mit dieser Wahrnehmung, die für mich ab und an durchaus auch ihre herausfordernden Komponenten innehat, nicht alleine da. Die Erkenntnis, dass ich mich diesbezüglich in bester Gesellschaft befinde, habe ich dem «5 o'clock Tea» Mitte März zu verdanken. Es handelt sich um eine momentan digital durchgeführte «Teerunde», welche von der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät regelmässig als Ort und Raum zur Diskussion organisiert wird. Möglicherweise wären mir diese Veränderungen schon früher aufgefallen, zum Beispiel während eines Gesprächs mit einer Kommilitonin oder einem Kommilitonen bei Kaffee und Konfekt am Ufer des schönen Vierwaldstättersees. Oder beim Mittagessen in der Mensa. Nur – dort war ich seit Beginn meines Studiums kaum einmal –, einer fiesen Mikrobe sei Dank.

Ist das noch witzig?

Während der digitalen Teerunde, die in ungezwungener Atmosphäre von einem Mitarbeitenden der Uni moderiert wurde, konnte ich Stimmen und Meinungen vernehmen, die meinem Erleben sehr nahekamen. Da ist die Lieblingsserie, die auf einmal seltsam inhaltslos anmutet und irgendwie keinen Spass mehr macht. Oder Witze, über die man früher gelacht hätte, erscheinen plötzlich alles andere als amüsant. Dafür verschlingt man auf einmal Bücher und Diskussionssendungen zu politischen oder gesellschaftlichen Themen, debattiert und fiebert innerlich mit und ist am Ende der Lektüre oder der Sendung nicht selten aufgewühlt. Auch das nähere Umfeld bekommt natürlich mit, dass da eine Art Verwandlung vonstatten geht, und reagiert nicht selten irritiert. Und dann wäre da noch die ultimative Herausforderung: Seit Neuestem redet man an Menschen vorbei, mit denen man sich doch immer blind verstanden hat. Das Alte gilt nicht mehr so richtig, das Neue zeigt sich erst in Umrissen. «Gut, dass es irgendwie allen ähnlich geht», bemerkt jemand aus der Teerunde. Die digitale Runde nickt im Chor.

«EIN STUDIUM WÜHLT AUF UND BERÜHRT.»

Denise Donatsch

Wissen und Unwissen Hand in Hand

Aber nicht nur, was den Blick gegen aussen hin anbelangt, bemerke ich Veränderungen, auch der Blick auf mich selbst wandelt sich in einer zuvor nie dagewesenen Intensität. Ich werde zum Beispiel schonungslos mit meiner Begrenztheit konfrontiert – der kognitiven wie auch jener meiner Existenz als solcher. Darin liegt für mich aber auch eine grosse Chance; denn es gibt kaum einen zuverlässigeren Weg, sich selbst etwas besser kennenzulernen. Und auf einmal bin ich regelmässig in Kontakt mit wahnsinnig klugen, blutjungen Mitstudierenden oder mit besonnenen Mitsechzigern, die über einen gewaltigen Erfahrungsschatz verfügen. Ich bin irgendwo dazwischen, lerne von beiden Seiten und hoffe, auch von meiner Seite etwas beitragen zu können. Was ich also nach bald eineinhalb Jahren Studium – auch im fast ausschliesslich digitalen Modus – feststellen kann und was ich so nicht erwartet hätte: Mit der Immatrikulation sagt man nicht nur Ja zu Bergen anspruchsvoller Bücher und Aufsätze, sondern man sagt auch Ja zu mehr Selbsterkenntnis; insbesondere zu jener, dass man letztlich nur sehr wenig weiss. Ein Studium wühlt auf, berührt und ist möglicherweise die beste Motivation, die Welt wieder mit offenen Augen zu bestaunen, im Wissen, dass uns diese wohl ein ewiges Rätsel bleiben wird.



Denise Donatsch

Bachelorstudentin der Philosophie mit dem Nebenfach Ethik. Sie wohnt in Olten und ist 40-jährig.



ewl

1 Gbit/s
35.–/Mt.*

*Details zur Aktion unter ewl-internet.ch/studenten

Dein Studium wird Giga!

Mit ewl internet «Giga» und der STUcard surfst du zwei Jahre lang für nur 35 statt 45 Franken pro Monat mit 1 Gbit/s auf dem Luzerner Glasfasernetz.

ewl-internet.ch/studenten